

# DRESDEN 1880 - 1900\*

Erinnerungen und Betrachtungen eines alten Dresdners aus  
Seiner Jugendzeit

Von Georg Alexander Rost

Abschrift des Maschinenmanuskripts,  
das im Original die SLUB Dresden übernimmt

*\* kursiv sind alle Anmerkungen und Ergänzungen der Herausgeberin Christiane Pape, geb. Schmidt- Rost, [z.B. einige Zitate aus Briefen von Prof. Georg Rost an seinen Neffen Werner Schmidt- Rost] geschrieben.*

*Das Maschinengeschriebene Manuskript wurde von Georg Rost etwa Ende der 1950er Jahre geschrieben, s.a. S.25 im Text über das „blaue Wunder“*

## Inhalt

- Zur Einführung
- Des Verfassers Abstammung und Familie
  - Die Schulzeit in Dresden
  - Von den Dresdner Soldaten
  - Das Königshaus – Politisches
  - Dresdner bauten
  - Kultur und Geistesleben
  - Die Verkehrsmittel
- Über verschieden Öffentliche Dienste
  - Streiflichter auf die Stadthygiene
  - Kleidung und Mode
  - Über Handel und Industrie
  - Von den Wohnungen
  - Dresdner Alltag
  - Ausklang
- Des Verfassers Lebenslauf

## Zur Einführung

„O Jugendzeit wie liegst du fern, wie liegst du weit“ heißt es in einem alten Lied. Das klingt sehr wahr und stimmt doch nicht ganz. Schon andere vor mir haben die Erfahrung gemacht, dass im höheren Alter die Jugendzeit wieder sehr lebendig wird und in vielen Einzelheiten klar vor Augen steht. Es ist aber nicht nur die Erinnerung allein, verbunden damit ist die Erkenntnis, dass man Dinge, die viele Jahre als selbstverständlich und eben gegeben hingenommen wurden, ohne ihren wahren Wert zu erkennen, jetzt im Alter in einem ganz anderen Lichte sieht. Ich muss gestehen, dass ich eigentlich erst als alter Mann so recht begriffen habe, welche Gnade des Schicksals es für mich bedeutete, meine Kindheit und Jugend in Dresden verbracht zu haben, dieser Schatzkammer kultureller Güter, wie sie in Mitteldeutschland in diesem Umfange nur wenige Städte besaßen.

Aber es ist nicht nur Dresden, dem ich so viel verdanke. Daneben steht auch die Zugehörigkeit zum Stamme der Sachsen, dieser so überaus glücklichen Verbindung von geistig hochbegabten Germanen mit südslawischem Blut. Hier in der Mark Meißen vermischten sich die germanischen Hermunduren mit den aus dem Südosten, dem alten Illyrien, stammenden Slawen, die Rom eine ganze Reihe von Kaiser gegeben haben. Der bekannte Psychiater und Konstitutionsforscher Prof. Ernst KRETSCHMER, ein gebürtiger Schwabe, sagt in seinem weltbekannten Werke „Geniale Menschen“ folgendes: „Sachsen ist das absolut geniereichste Land Deutschlands“. Er weist darauf hin, dass u.a. Martin Luther, Lessing, Leibniz, Fichte, Bach, Weber, Richard Wagner, Friedrich Nietzsche, Pufendorf und viele andere aus Sachsen/Thüringen stammen.

*Anmerkung der Herausgeberin:*

*Als die Texte Anfang der 1960er Jahre in Rosts Familie gelesen wurden, waren die Sachverhalte, die er beschreibt, der Nichte und dem Neffen noch so geläufig, dass den Texten nur persönlicher Erinnerungswert beigemessen wurde. Jetzt, 50 Jahre danach lebt keiner seiner Zeitgenossen mehr und ist das Dresden, das Prof. Rost sehr lebendig beschreibt, für uns alle Vergangenheit.*

## Des Verfassers Abstammung und Familie

Was meine Abstammung betrifft, so darf ich mich als nahezu reinblütiger Sachse bezeichnen. Die Sippe ROST ist im 14. Jahrhundert aus Oberdeutschland nach Sachsen /Thüringen eingewandert und ist dort auf relativ begrenztem Raum sesshaft geworden. Ein Rost war im 15. Jahrhundert als „Diener“ des Rates zu Leipzig Vorstand des dortigen Leprosen Hospitals, ein anderer im 16. Jahrh. Bergamtmann in Freiberg. Meine Vorfahren vs. waren sämtlich Landwirte oder Gärtner in der Gegend zwischen Meißen und Lommatsch, also in dem als „Lommatscher Pflege“ bekannten, für den Ackerbau günstigsten Landstrich Sachsens. Die Vorfahren ms. stammten – wie schon der Name andeutet – aus dem Örtchen Mauersberg bei Annaberg. Hier hatten im 14. Jahrhundert zur Erschließung des Silberbergbaus die sächsischen Fürsten Harzer Bergleute angesiedelt.

Der Name „Rost“ ist die oberdeutsche, sog. starke Form für „Rüstner“ gleich Rüstungs- oder Harnischmacher. Er hat nichts mit dem Ofenrost zu tun.

Wenn ich mich als „fast“ reinblütiger Sachse bezeichne, so hat das darin seinen Grund, dass Anfang des 18. Jahrh. ein schwedischer Rittmeister namens Ekejhelm die Uurgroßmutter meiner Großmutter ehelichte. Er war als Offizier des ostgotländischen Reiterregimentes im Heere Karl XII von Schweden nach Sachsen gekommen.

Aus einem tiefen Gefühl des Dankes und der Anhänglichkeit an die alte Heimat, ganz besonders an Dresden, sind die nachfolgenden Zeilen geschrieben. Darin soll Dresden in etwa wieder lebendig werden, wie ich es in den 80iger und 90iger Jahren, gekannt habe.

Geboren 1877 in Buchholz im Erzgebirge kam ich Anfang der 80iger Jahre infolge des Umzugs meiner Eltern nach Dresden.

## Die Familien Rost und Mauersberger in Dresden

*[Überschrift ergänzt von C. Pape bei der Abschrift des Manuskripts]*

Die Großeltern Mauersberger waren schon einige Jahre zuvor dahin übergesiedelt und wohnten am südöstlichen Ende der Striesenerstr. d.h. am damaligen Stadtrand, gekennzeichnet durch die Endstation der Pferdebahn. Von da bis zum Dorf Striesen waren Felder, die zum Vorwerk Lämmchen gehörten. Dort holten meine Tanten abends die Milch, denn Milchläden gab es damals noch nicht.

Großvater [Carl Julius MAUERSBERGER, 1824- 1898], gelernter Buchbindermeister, hatte sich durch Einführung der Pappenfabrikation in das holzreiche Erzgebirge sehr verdient gemacht, zeitweilig drei Pappenfabriken besessen und es zu einem gewissen Wohlstand gebracht. Ehemals auch Stadtrat in Buchholz und später Ehrenbürger hatte er sich,- wie damals üblich-, bereits mit 50 Jahren zur Ruhe gesetzt. Mein Vater [Robert Maximilian Rost, 1850-1894] ursprünglich Prokurist einer Posamentengroßhandlung CRUWELL in Buchholz, übernahm in diesem Jahren eine neu gegründete Fabrik chirurgischer Gummiwaren [Bandagen] und hatte später ein Zweigwerk in Bodenbach in Böhmen. Er hatte frühzeitig erkannt, dass die eben aufkommenden Gummigewebe eine Zukunft hatten.

Wir wohnten etwa 10 Jahre in einer der Villen in der Löbauerstraße, also ganz nahe den Kasernen, in der sog. Albertstadt. Anfang der 90iger Jahre siedelten wir in die Kurfürstenstraße Nr. 29 über, in der zahlreiche „moderne Häuser“ als Folge der 1877 gebauten Albertbrücke entstanden waren.

*In einem Brief an Werner Schmidt- Rost schreibt Georg Rost:  
„Wohnung in pompöser I. Etage des Vorderhauses“.  
Das Moderne bestand in weiten, mit Marmorplatten getäfelten  
Hausfluren und Treppenaufgängen, sowie in Anbringung von Loggien  
oder Balkonen an der Straßenfront. Die Erdgeschosse enthielten  
meistens Läden in neuzeitlicher Aufmachung also mit großen  
Schaufensterscheiben....*

## Die Schulzeit in Dresden

*[S. 4 des Maschinenmanuskripts fehlt]*

Während ich mich an körperliche Züchtigungen auf dem Gymnasium nicht erinnern kann, herrschte in der Vorschule noch der Rohrstock. Besonders einer der Elementarlehrer (B) hatte die Angewohnheit, sich plötzlich einen der Schüler herauszugreifen, ihn über die Schulbank zu legen und ihm die Südseite mit dem Stock gründlichst zu „verwamsen“.

Auch mir blieb das nicht erspart, obwohl ich mir mehrfach keiner Schuld bewusst war. Es handelte sich, wie später durch eine Gerichtsverhandlung klar wurde, um einen sexuell abnorm veranlagten Mann mit sadistischen Neigungen.

Das 1874 gegründete Königliche Gymnasium zu Dresden-Neustadt lag in der Holzhofgasse, also ganz nahe der Elbe. Es war ein großer Sandsteinbau, der wegen seines Äußeren von den Schülern ganz zutreffend „der Kasten“ genannt wurde. An der nördlichen Seite hatte man ihm Anfang der 90iger Jahre ein niedriges, einstöckiges Gebäude, ausgerechnet im Schweizer Stile, also mit braun gestrichenem Fachwerk angeklebt. Das „Schweizerhäuschen“, wie es genannt wurde, enthielt die Aborte, die man beim Bau seiner Zeit anscheinend an Zahl zu gering berechnet hatte. Man konnte damals nicht voraussehen, dass die Schule später, d.h. zu meiner Zeit, nicht nur wie üblich zwei sondern drei durchgehende Parallelklassen hatte, entsprechen dem starken Bevölkerungszuwachs von Dresden und seiner Umgebung. Mit Erschütterung stellte ich vor einigen Jahren fest, dass „der Kasten“ infolge der Bombennacht vom 13. Februar 1946 vom Erdboden verschwunden war.

Die Erziehung in dieser Anstalt war dem Wahlspruch am Giebel entsprechend: Sapientiae – virtuti – pietati sacrum (geweiht der Wissenschaft, der Tugend und der Frömmigkeit) streng humanistisch und ausgesprochen evangelisch. Sie war damals eine Art Musteranstalt Sachsens mit ausgesucht guten Lehrkräften, sozusagen die Pflanzschule für Rektoren der Provinzgymnasien, an die die älteren Professoren vielfach berufen wurden. Die Anforderungen an die Schüler, besonders in den Oberklassen (Obersekunda bis Oberprima) waren recht hoch. Latein und Griechisch standen im Vordergrund, dann Deutsch und Geschichte. Merkwürdigerweise waren Physik (Konrektor Baumgarten) und Chemie (Dr. Tempel) sehr gut vertreten. Besonders gut ausgestattet mit Apparaten war das Physikalische Kabinett. Ich habe das später als Student in Bonn sehr empfunden, da der Unterricht in Physik dort mindestens für Mediziner ganz unzulänglich war. Eine besondere Note hatte die Anstalt hinsichtlich der Pietas: Jeden Montag große Andacht mit Gesang und Predigt durch einen der drei Religionslehrer, jeden Morgen Klassengebet am Unterrichtsbeginn. Zweimal im Jahr fand Schulkommunion in der nahe gelegenen Martin Lutherkirche statt. Für Leibesübungen war dagegen nicht viel Zeit vorgesehen, 2 Turnstunden in der Woche, das war alles.

Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war ganz formell.

Wir kannten nichts von deren Privatleben, interessierten uns auch gar nicht dafür. Die einzige Kontaktmöglichkeit war der eintägige Schulausflug im Sommer und – allerdings nur für die Primaner - der Schulball, der im Januar oder Februar stattfand.

Ich habe nur als Oberprimaner an einem teilgenommen, da ich das Jahr zuvor durch den Tod meines Vaters wegen Trauer verhindert war.

So konnte ich auch nicht wie üblich an einer größeren Tanzstunde mit ihren Bällen teilnehmen, sondern nahm einen Privatkursus bei einem Tanzlehrer in der Königstraße. Dass die Schüler sowohl bei den Bällen wie übrigens auch bei der mündlichen Reifeprüfung im Frack und weißer Binde erschienen, war damals eine Selbstverständlichkeit.

Noch zwei weitere Sonderkurse muss ich erwähnen: Einige Jahre zuvor hatte ich auf Rat meines Vaters zur Verbesserung meiner sehr schlechten Handschrift einen Schreibkurs in dem Institut des Herrn Robert Klix genommen. Dieses befand sich in einem der Barockhäuser auf der nördlichen Seite des Altmarktes. Die Unterrichtsmethode basierte darauf, die verkrampfte Haltung des Federhalters, sein Ende sollte nach der alten Vorschrift nach dem rechten Ohr zeigen!, zu lockern. Zu diesem Zwecke musste ich mehrere Zentimeter große Buchstaben mit Schwung auf das Papier setzen. Der Erfolg war ausgezeichnet. Ich bekam eine sehr klare, gut lesbare Handschrift. Das hat mir sowohl in der Schule wie später auch im Berufsleben zweifellos sehr genützt.

Ich erwähnte bereits das Barockhaus am Altmarkt. Es ist das einzige Mal, dass ich ein solches betreten habe, und meine Begeisterung für die Innenarchitektur dieser für Dresden charakteristischen Bauperiode wurde, soweit Bürgerhäuser in Frage kamen, damit nicht gerade erhöht. Schon der finstere Treppenaufgang mit den ausgetretenen Sandsteinstufen war nicht sehr einladend. Die Zimmer höchstens zwei - fenstrig und von beträchtlicher Tiefe wirkten wie schmale Riemen. Die hintere Hälfte derselben war selbst am hellen Tage im Schatten gelegen. Im krassen Gegensatz zu diesen Häusern waren die Aufgänge und Zimmer der damals noch vorhandenen Barockpalais meist von großem künstlerischem Wert.

Noch ein weiterer Sonderunterricht darf nicht unerwähnt bleiben: der Handfertigungsunterricht. Dieser wurde in der Bürgerschule in der Tieckstraße von einem Lehrer dieser Schule, Herrn Mayer, erteilt. Sein Spitzname war „Pappmeyer“. Man konnte zwischen Drechseln und Buchbinderei wählen. Die letztere erschien mir als Vorübung im Schneiden für mich als zukünftiger Mediziner das geeignetere und so habe ich denn ein Jahr lang Pappe geschnitten und mit Papier beklebt, sowie Pappkästen und einfache Buchbinderarbeiten gefertigt.

Auch diese Tätigkeit ist mir später im Beruf recht nützlich gewesen. Die Teilnahme an diesen Sonderkursen war dadurch möglich, dass wir im Gymnasium die Nachmittage grundsätzlich frei hatten. Unterrichtszeiten waren im Sommer 7 – 12 und im Winter 8-1 Uhr.

Der Nachmittag reichte namentlich in der Oberstufe für die Schularbeiten bei weitem nicht aus, die Abende mussten zu Hilfe genommen werden. So saß ich recht oft bis spät in die Nacht beim traulichen Schein der Petroleumlampe, um all die vielen Aufgaben zu erledigen. Ich bedaure keineswegs, dass wir ziemlich geschunden wurden, es hat sich im späteren Leben reichlich bezahlt gemacht. Meine Mitschüler kamen aus fast allen Bevölkerungsschichten. In den unteren Klassen waren besonders viele Offizierssöhne darunter, was durch die Nähe der Kaserne bedingt war. Die meisten von ihnen, namentlich die „Schwachen“ verließen uns nach dem 4. oder 5. Gymnasiumjahr und kannten sie uns arme Zivilisten auf der Straße nicht mehr. Na, wir konnten das ertragen. Denjenigen, die bis zum Matur bei uns geblieben waren, war dieses alberne Benehmen fremd. Dagegen trat bei ihnen eine andere Erscheinung auf: Sie verzichteten mit einem Mal auf ihre Vornamen (auf Visitenkarten, Verlobungsanzeigen oder Briefen usw.) So wurde aus dem Primaner Karl Müller ein: Müller, Leutnant im ... Regiment. Auch erschien es smarter, Diphthonge „ü“ oder „ö“ usw, im Namen mit ue bzw. oe und nicht wie üblich widerzugeben.

Die merkwürdige Psychologie der damaligen Lehrer, welche schon in anderem Zusammenhange gestreift wurde, hatte übrigens auch eine sehr ernste Seite in Bezug auf die charakterliche Erziehung. Ich kann mich nur an einen einzigen Lehrer erinnern, der immer wieder bestrebt war, den Ehrbegriff in uns zu wecken. Das war Dr. v. Vieth (später Vieth von Golssenau), der Vater des kommunistischen Schriftstellers Ludwig RENN. Die meisten anderen Lehrer erzogen uns eher zum gegenteiligen Verhalten. Ein besonders krasses Beispiel erläutert das am besten: Um einen der Lehrer (Dr. K.), der es übrigens keineswegs verdient hatte, zu ärgern, wurde vor Unterrichtsbeginn von einem meiner Mitschüler eine Zigarette geraucht, was natürlich streng verboten war. Da der Missetäter sich nicht freiwillig meldete und Dr. K. keinen Ausweg wusste, holte er den Rektor. Als sich auch auf dessen Anfrage niemand freiwillig meldete, ordnete er eine anonyme Befragung von uns an. Jeder sollte, ohne seinen Namen zu nennen, den des Täters auf einen Zettel schreiben. Falls das erfolglos sei, würde die ganze Klasse eine Stunde Nachsitzen und eine schwere Hausaufgabe erhalten. Nach dem Einsammeln der Zettel stellte sich dann heraus, dass tatsächlich einer von uns den Namen des Betreffenden genannt hatte.

Eine bessere Erziehung zu Gesinnungslumpen kann man sich wohl kaum vorstellen. So sehr ich meine alte Schule schätze und ihr dankbar bin für das, was ich im Leben erreichen durfte, kann ich doch dieses düstere Kapitel nicht übergehen...

Betrüblich war es für mich, aus den Erinnerungen von Ludwig Renn, der 14 Jahre nach mir dort sein Matur bestand, zu entnehmen, dass infolge der zunehmenden Senilität des Rektors und wohl auch einiger der Lehrer die Schule ihren hohen Standard nicht aufrecht erhalten habe und sozusagen degeneriert sei.

Ich habe leider erst relativ spät gelernt, konzentriert zu arbeiten, war sehr verspielt, flüchtig und „verlesen“, d.h. auf das Lesen von Indianergeschichten u. ä. erpicht. Gefördert wurde das durch die Geschichten von S. WÖRISHÖFFER (Onnen Visser der Schmugglersohn von Norderney); Pieter MARITZ (Der Burensohn von Transvaal u. a.). Auch der Jugendschriftsteller Gustav NIERITZ, dem die dankbare Stadt Dresden sogar ein Denkmal gesetzt hat, darf hier nicht vergessen werden. Seine Bücher (die Goldflinkerdose usw.) waren hochmoralisch mit Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen. Ähnlicher, aber sehr viel phantasievoller und exotischer waren die Bücher von Karl MAY, welche damals aufkamen. Soviel ich mich erinnere, erschienen die ersten seiner Geschichten in der damals neu gegründeten Jugendzeitschrift „Der gute Kamerad“. MAY stammte übrigens aus dem Vogtland und ist bis heute eine in der Literaturgeschichte etwas umstrittene Persönlichkeit geblieben. Aber seine Bücher werden anscheinend auch jetzt noch gelesen. Ich bin in den 90iger Jahren, als wir eine Zeit lang in Radebeul wohnten, oft an seiner Villa vorbei gegangen. Sie trug am Giebel der Vorderfront in großen Glasbuchstaben die Inschrift „Old Shatterhand“, den Namen eines seiner Haupthelden.

Ich weiß nicht, wie lebendig für die heutige Jugend Indianergeschichten sind, seitdem die Kriege zwischen den Trappern und den Indianern der Vergangenheit angehören. Damals waren sie lebendige Gegenwart, wurde doch 1889 z.B. noch in Oklahoma erbittert gekämpft. „Lederstrumpf“ von COOPER war eines der verbreitetsten Bücher neben DEFOE „Robinson Crusoe“, den damals wohl jeder Junge auf seinem Bücherbord stehen hatte.

Aber nicht nur durch Bücher wurde die Phantasie des Knaben angeregt, besonders wirkten in dieser Beziehung die periodischen im Zoologischen Garten auftretenden „Völkerschauen“. Da waren Massai-Krieger aus Afrika gekommen, tief schwarz, ihre Haut glänzend vom eingeschierten Hammelfett.

Sie führten wilde Kriegstänze auf und imponierten uns mächtig durch ihre Trommeltelefone: Zwei gegenseitig außer Sicht stationierte Trommler sandten sich durch rhythmische Schläge auf ihre „Trommeln“, d.h. ausgehöhlte, mit Fell überzogene Baumstämme, Nachrichten zu, die ihnen von den Zuschauern zugerufen wurden. Dann die Singhalesen!

Wenn heute Frau BANDANAREIKE, Ministerpräsidentin a.D. von Ceylon, daran erinnert würde, wie damals mit Elefanten und anderen Requisiten die Singhalesen als quasi Halbwilde einer schaulustigen Menge vorgeführt wurden, würde sie das wohl erheblich erschüttern. Vor allem aber begeisterte uns BUFFALO BILL („Oberst“ Cody) mit seiner aus Indianern und Trappern bestehenden Truppe.

Ähnlich den heutigen Rodeos in USA wurden waghalsige Reiterkunststück vorgeführt, Überfälle der Indianer auf ein Blockhaus und zuletzt auf eine Postkutsche, welche die Trapper mit vielem Schießen aus ihren Trommelrevolvern im letzten Augenblick schließlich retteten.

Kein Wunder, dass wir ziemlich wilden Knaben weniger an unsere Schularbeiten dachten, sondern Trapper und Indianer zu spielen im Sinne hatten. Die zahlreichen noch unbebauten Grundstücke unserer Gegend, welche noch in den 60er Jahren Exerzierplatz der Kavallerie gewesen waren, gaben ein ideales Gelände für unsere Spiele ab. Ich hatte übrigens den Trappern das Lasso- Werfen abgelauscht und es mittels einer Wäscheleine schon zu ganz netter Fertigkeit gebracht. Zielscheibe waren Wäschepfähle, daneben gelegentlich auch die jüngeren Schwestern meiner Mutter. Sie wurden nicht nur mit dem Lasso gefangen, sondern auch kunstgerecht gefesselt und an den Marterpfahl gebunden. Skalpiert wurden sie allerdings nicht. Sie mussten sich jedoch mit 1 – 2 Pfennigen auslösen. Später trat als neues Moment eine gewisse Begeisterung für unsere Kriegsmarine sowie Seefahrt überhaupt hinzu. So erhielt ich einmal als Weihnachtsgeschenk statt der sonst üblichen Zinnsoldaten eine Gruppe von Matrosen und Seeoffizieren, dargestellt beim Hissen der deutschen Flagge in Kamerun. Ein andermal lag ein Buch auf dem Weihnachtstisch, betitelt „Prinz Heinrichs Reisen um die Welt“, welches den Wunsch ferne Länder zu sehen, mächtig anregte und sicher dazu beigetragen hat, dass ich später in die Kaiserliche Marine eintrat und in ihr viele meiner schönsten Jahre erlebte. Doch mit Dresden hat das alles nichts zu tun. Die Sachsen haben sich nie viel um die Marine gekümmert, obwohl ein Kreuzer „Dresden“ und ein Linienschiff „Sachsen“, ein anderes „Wettin“ getauft waren. Auch dienten wenige Sachsen als Offiziere oder Mannschaften in der Marine und schon gar keine königlichen Prinzen.

## Von den Dresdner Soldaten

Das damals vom Königshaus bevorzugte Regiment waren die Schützen, deren Kaserne unweit unseres Hauses am Alaunplatz lag, über dem sie auf einer Anhöhe thronte, nicht eingezwängt in die lange Reihe der übrigen Kasernen am Rande der Heide. Chef des Regiments war der Bruder und Nachfolger König Alberts, Prinz Georg. Der älteste Sohn, Prinz Friedrich August wurde sozusagen im Regiment groß und war schließlich Kommandeur desselben. Seinen Bruder, Prinz Johann Georg habe ich als Kommandeur des 3. Bataillons selbst erlebt.

Das Regiment war aus den Scharfschützen aus der Zeit der napoleonischen Kriege hervorgegangen und unterschied sich, obwohl offiziell „Füselier“-, d.h. Infanterieregiment genannt, ganz wesentlich in Uniform und Brauchtum von allen anderen deutschen Regimentern; Dunkelgrüner Waffenrock mit schwarzen Aufschlägen und goldfarbenen Knöpfen. Als Kopfbedeckung ein niedriger Tschako aus Filz, vorn ein silberner Stern mit dem Rautenwappen in der Mitte, darüber ein schwarzer Rossschweif, der an der linken Seite gebunden, dauernd getragen wurde. Der Tschako musste vorschriftsmäßig 2 Querfinger breit über dem linken Ohr und nur einen über dem rechten Ohr sitzen, saß also gegen alle militärische Geflogenheit schief, was dem Träger ein gewisses forsches Aussehen verlieh. Das Gewehr wurde nur auf Posten oder bei Parade geschultert, sonst aber am Riemen über die rechte Schulter gehängt. „Gewehrriemen lang“ hieß es, sobald wir die Kaserne verließen, hatte ich doch Sommer 1898 dem Regiment ein halbes Jahr angehört....Dass dieses keine Fahne führte – entgegen allem Brauch –, hat viel Anlass zu Klatsch gegeben, war aber historisch begründet durch seine Herkunft von den Scharfschützen, die damals schon in zerstreuter Ordnung und nicht nach den Regeln der Lineartaktik fochten. Aus dem gleichen Grunde hatte die Regimentsmusik weder Schellenbaum noch Pauke, aber eine große Anzahl von Waldhörnern. Etwas ganz besonderes war das Hornistenkorps, zusammengestellt aus den vier Hornisten, welche jeder Kompagnie angehörten; Tamboure und Querpfeifer gab es nämlich nicht. Es war ein unvergesslicher Eindruck, wenn bei der Wachparade der von 48 Hornisten geblasene Ruf „Vergatterung“ erscholl. Damit trat das Bataillon unter die direkte Befehlsgewalt des Garnisonkommandanten und schied für 24 Stunden aus dem Verband des Regimentes aus.

Die Schützen waren den Dresdnern ans Herz gewachsen und ganz besonders beliebt, so etwa wie bei den Wienern die Hoch- und Deutschmeister.

Kein Wunder, dass der Andrang zum Dienen bei diesem Regiment groß war, was sich wiederum auf den Geist der Truppe sehr günstig auswirkte.

Die oben geschilderte Andersartigkeit der Uniform des Schützenregimentes war ein Überrest aus der Zeit der alten sächsischen Armee, wie sie noch 1866 gegen die Preußen gekämpft hatte. Mit der in den darauf folgenden Jahren vom General Graf Fabrice durchgeführten Angleichung an das preußische Heer wurden auch die Uniformen, allerdings nur teilweise, verändert. So erhielten die Infanterie – außer den Schützen natürlich – durchweg dunkelblaue Waffenröcke mit roten Aufschlägen. Auch der preußische Helm mit Spitze, für die Artillerie mit Kugelknopf, wurde übernommen, nicht jedoch die „brandenburgischen“ Aufschläge: eine längliche, viereckige, mit drei Knöpfen besetzte Ärmelpatte. Die 3 Knöpfe, hieß es, sollten verhüten, dass sich die Soldaten mit den Ärmel die Nase putzten, bei den Sachsen sei das aber nicht nötig.- Grün und nicht dunkelblau, wie bei den Preußen, war auch die Grundfarbe der Waffenröcke der Artillerie und der Pioniere geblieben und hellblau die sämtlicher berittener Truppen einschließlich des Train. Die seit 1873 zu Sanitäroffizieren gemachten Armeeärzte trugen nun statt der dunkelroten Sammetaufschläge die preußische Uniform: d.h. dunkelblau mit gleichfarbigen rot paspelierten Aufschlägen und goldener Stickerei nach Art der sog. Gardelitzen. Die alte Uniform hatte sich bis in die 90er Jahre noch bei den Militärapothekern erhalten: Dunkelblaue Röcke mit dunkelroten Samtaufschlägen und silberfarbenen Knöpfen, dazu ein Stichdegen in Lederscheide, der sehr respektlos „Krötenstecher“ genannt wurde. Diesen trugen übrigens auch die Generale zur Interimsuniform, d.h. zum sog. Überrock, einem schwarzen, später dunkelblauen, langschößigen, zweireihigen, sehr kleidsamen Rock. Er wurde nach der Jahrhundertwende durch die viel kritisierte Litewka aus grauem Tuch abgelöst. Bemerkenswert war übrigens bei der Uniform der beiden „schweren Reiterregimenter“, Gardereiter und Karabiniers, dass ihre Uniformen keine Knöpfe zum Schließen hatten, sondern Heftel. Diese Art des Rockverschlusses war damals bei der Damenbekleidung zwar sehr modern, dürfte aber aus naheliegenden Gründen kaum für kriegsmäßige Strapazierung geeignet gewesen sein. Genauso nur für das parademäßige Aussehen und nicht für den Krieg geeignet war der metallene Helm mit der überlangen Nackenblende. Beim Schießen im Liegen und das war damals doch schließlich die Regel, stieß diese Blende am Rücken an und drückte den Helm bis über die Augen nach unten, so dass von Zielen keine Rede mehr war.

Rechnet man die überhohen, schweren Schaftstiefel hinzu, so festigt sich der Eindruck, dass die Uniformierung nur für Paradezwecke, aber nicht für feldzugmäßigen Gebrauch dienen konnte.

Es sollte aber noch schlimmer kommen: 1889, nach der Thronbesteigung Wilhelm II wurde für alle deutschen Reiterregimenter als neue Waffe die Stahlrohrlanze eingeführt, die bis dahin nur die Ulanen geführt hatten. Das war ein arger Missgriff und uns heutigen kaum mehr verständlich. Geschah es doch zu einer Zeit, wo der Mehrlader schon im Anmarsch war und wo z.B. die Russen diese Waffe, außer bei den Kosaken, bereits abgeschafft hatten. Als ich mit dem Schützenregiment 9 Jahre später zum Brigadeexerzieren im Übungslager Zeithain war, konnte schon der einfachste Schütze feststellen: Die gegen unsre Schützenlinie anreitenden Husaren wären im Ernstfall von uns, die wir mit dem Mehrladegewehr 1888 ausgerüstet waren, restlos vernichtet worden. Von der an der Gardereiterkaserne vorbeiführenden Straße konnte man den Exerzierplatz einsehen und beobachten, wie die Reiter zu Pferd und zu Fuß mit der für sie neuen Waffe gedrillt wurden.

Ich erwähne das alles, weil es mir für den Geist dieser Zeit, deren Hauptrepräsentant Wilhelm II war, charakteristisch zu sein scheint. Schlagworte wie „Die Lanze ist die Königin der Waffen, Phantasiegebilde von massierten Reiterangriffen auf der einen Seite, Sucht nach äußerlichem Gepränge auf der anderen Seite gewannen die Oberhand gegenüber sachlich kühlen Erwägungen. Natürlich sieht ein Reiterregiment ganz nett aus, wenn bei der Parade die Lanzen mit Fähnchen in den Landesfarben im Winde flattern, aber für den Kriegsfall war das alles gänzlich ohne Bedeutung.

Ansonsten ist von den zahlreichen Dresdner Regimenten nichts Wesentliches zu berichten. Sie hatten jedenfalls keine engere Beziehung zur Bevölkerung außer den Regimentskapellen der Fußtruppen, richtiger gesagt deren Kapellmeister oder Musikmeister, wie sie später hießen. Ihre Namen sind mir heute noch gewärtig: KEIL von den Schützen, RÖPENAK von den Jägern, EHRLICH von den Leibgrenadieren und TRENKLER von den II. Grenadieren waren bekannte Erscheinungen. Das kam einmal von der täglichen Wachparade her, die von der jeweiligen Kaserne zum Schloss marschierte, wo das Musikcorps drei Musikstücke, übrigens keine Märsche, für den König spielte, dessen Zimmer im Georgenbau nach dem Schlossplatz zu gelegen waren. Ferner gaben die Kapellen Konzerte, im Sommer in den Gartenlokalen, im Winter spielten sie namentlich auch zu Bällen.

In der Musikstadt Dresden hatten ihre Darbietungen sicher ein gewisses Niveau. Es wurde daher als gar nicht außergewöhnlich empfunden, dass TRENKLER nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst das Gewerbehausorchester übernahm und dort viele Jahre sehr geschätzte Konzerte gab. Auch ich bin als Schüler mehrfach in die Ostra- Allee gewandert, und diese zu hören.

Die schon erwähnten Gartenkonzerte der Militärkapellen, hauptsächlich am Sonntagnachmittag oder Abend waren eine typische Dresdener Einrichtung. Besonders beliebt waren diejenigen auf dem Bergkeller nächst den Räcknitz Höhen, im Schillergarten in Blasewitz, dicht an der Elbe, oder im Linkeschen Bad in der Neustadt am Anfang der Schillerstr., heute Bautzner Str.

Hier habe ich an vaterländischen Gedenktagen wiederholt das Schlachtenpotpourri von Sarow mit Kanonenschlägen und bengalischem Feuer erlebt, das stets ausklang in die „Wacht am Rhein“; „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ usw. Das war damals, wo der deutsch-französische Krieg noch frisch in der Erinnerung war, alles selbstverständlich, ebenso wie die Feier des „Sedan- Tages“ in den Schulen. Das Gymnasium feierte diesen Tag am 2. September, also nicht an dem eigentlichen Schlachttag, dem 1. September, ebenso wie Königs Geburtstag (23.4.) stets in besonders feierlicher Weise. Das Katheder der großen Aula im 2. Stock war rechts und links mit den beiden Schulfahnen dekoriert. Einer der Lehrer hielt eine historisch – wissenschaftliche Rede, danach wurde ein vom Konrektor, Prof. KAEMMEL, verfasster Schlachtenbericht durch einen Oberprimaner verlesen. Das Pathos dieser Rede wäre für Ohren von heute kaum erträglich. Mit den Jahren kannten wir den Text schon fast auswendig und berauschten uns an dem Wortgeklingel. Besonders ist zu verzeichnen, dass an diesen Tagen diejenigen Lehrer, welche Reserveoffiziere waren, in ihren Paradeuniformen erschienen, da sie sich gleich nach Schluss der Feier zur „Paroleausgabe“ auf dem Theaterplatz begeben mussten.

Diese Paroleausgaben hatten sich noch aus dem Mittelalter erhalten. Neben dem sog. Kriegsgeschrei, an dem Freund und Feind sich unterschieden, wie etwa: „Hie Welf, hie Waiblingen“, wurde jeden Mittag ein für 24 Stunden geltendes Losungswort vom Adjutanten des Garnison-Kommandos ausgegeben. Zwecks Geheimhaltung sollte es nur mündlich weiter gegeben werden, was die jeweiligen Wachhabenden jedoch nicht hinderte, es groß mit Kreide an eine Tafel im Wachlokal zu schreiben. Sie hatten ihre guten Gründe dafür.

Da standen etwa an dem einen Tage an der Tafel Königgrätz“ zum Andenken an den ruhmreichen Anteil, den sächsische Truppen an dieser Schlacht gehabt hatten, gefolgt am nächsten Tage von der Losung: „Leberwurst“.

Höhepunkt militärischer Schaustellungen war jedes Jahr die große Truppenparade an Königs Geburtstag auf dem Alaunplatz. In zwei Treffen standen die Dresdener Regimenter aufgebaut. Im ersten die beiden Grenadierregimenter, die Schützen, Jäger und Pioniere. Im zweiten die Gardereiter, das Artillerieregiment und das Trainbataillon. Der König ritt mit seiner Suite die Fronten ab, die Königin folgte in einem à la Daumont bespannten Landauer, gezogen von sechs Pferden, die vom Sattel aus geführt wurden. Die königlichen Lakaien, welche hinten auf dem Wagen standen, und die Haiduken genannten Reiter trugen an diesem Tage statt der beigefarbenen Röcke des königlichen Dienstpersonals solche aus gelber Seide mit dunkelblauem Besatz, den Farben des Hauses Wettin. Daher hatte auch unser „königliches“ Gymnasium eine dunkelblaue Mütze mit goldenen Streifen.

Einer dieser Paraden durfte ich von der oberhalb des Alaunplatzes dicht vor dem Portal der Schützenkaserne gelegenen Terrasse beiwohnen. Es war ein unvergesslicher Anblick, den Vorbeimarsch der Regimenter einmal in Kompanie Kolonne, das zweite Mal massiert in Bataillonskolonne mit anzusehen, während die berittenen Truppen in Trab defilierten. Damals sah ich auch zum ersten Mal russische Offiziere in ihren dunkelgrünen Waffenröcken und schwarzen, schirmlosen Filzkappen. Sie saßen unweit von uns. Es war eine Deputation des Regiments Kaluga, dessen Chef unser König war.

### Das Königshaus – Politisches

König Albert war im Volke sehr beliebt. Sein leutseliges, von jeder Herablassung freies Wesen trug dazu ebenso bei wie die Verdienste, die er sich als Heerführer erworben hatte. Als Befehlshaber der sächsischen Truppen hatte er am 3. Juli 1866 in der Schlacht bei Königgrätz die verbündete österreichische Armee vor ihrer völligen Niederlage bewahrt und das hatte wieder zur Folge, dass Kaiser Franz Joseph als Hauptbedingung für den Vorfrieden von Nikolsburg die Integrität Sachsen gefordert hatte. Bismarck war klug genug, diese Bedingung gegen den Widerstand der preußischen Generale, Moltke an der Spitze, zu akzeptieren. Er sah weiter in die Zukunft.

Vier Jahre später rückten die Sachsen Schulter an Schulter mit den Preußen gegen die Franzosen, und Chef der IV. (Maas) Armee war Kronprinz Albert von Sachsen. Dass er diesen Posten nicht als Dekoration betrachtete hat sein Stabschef, der preußische General von Blumenthal, gemerkt.

Ich möchte hier zur Charakterisierung König Alberts eine Anekdote einfügen, die wahrscheinlich nicht der Wirklichkeit entspricht, mir aber in vieler Beziehung charakteristisch erscheint. Es wird erzählt: König Albert, der Prinzregent Luitpold von Bayern und Kaiser Franz Joseph seien eines Morgens bei der Pirsch auf einen Hirsch von ihrem Gefolge abgekommen und hätten ein auf der Straße daherkommendes Pferdegespann angehalten. Der Führer desselben, ein älterer Mann, nahm sie bereitwilligst mit. Während der Fahrt habe er sich bei den die übliche Jägertracht des Gebirges tragenden Fahrgästen erkundigt, wes Standes sie seien. König Albert habe gesagt: „Ich bin der König von Sachsen“, Luitpold sagte: „Ich bin der Prinzregent von Bayern“ und Franz Joseph: „Ich bin der Kaiser von Österreich“. Darauf habe der Wagenlenker gesagt: „Und ich, meine Herren, bin der Schah von Persien“.

Alle diese drei Alters- und Standesgenossen waren zünftige, waidgerechte Jäger, die sich keine Mühe verdrießen ließen, bei Tagesgrauen aufzustehen, auf die Berge zu kraxeln und eine regelrechte Pirsch durchzuhalten. Dass es auch Fürsten gibt, die in diesen Dingen völlig anders eingestellt waren, konnte ich selbst während meiner Marinezeit erfahren, als ich gelegentlich einer sog. Kaiserreise den Leibbüchsenpanzer WILHELMS II zu behandeln hatte. Dieser schilderte mir fast tränendes Auges, wie der hohe Herr bei der Hofjagd einen der Hochgeweihten nach dem anderen beim Vorbeitreiben abgeknallt habe. Dabei schoss er nur aufgelegt, da er infolge des verkrüppelten linken Armes eine Büchse nicht halten konnte.

Psychologisch interessant ist für die Sachsen des ausgehenden 19. Jahrh. ihre Einstellung zum Reich. Sie war ausgesprochen positiv und gipfelte in einer großen Verehrung für Bismarck. Das kam so recht zum Ausdruck, als er 1894 auf der Rückreise von der Hochzeit seines Sohnes Herbert mit der ungarischen Gräfin Hoyos in Dresden Aufenthalt nahm. Er wohnte im Hotel Bellevue an der Elbe, unweit vom Schloss. Es war zwei Jahre [?, 1890 war Bismarcks Entlassung] nach seiner Entlassung, richtiger gesagt nach seinem Hinauswurf durch Wilhelm II. Dieser hatte angeblich sowohl in Wien wie in Dresden wissen lassen, man möge Bismarck's Anwesenheit ignorieren. Trotzdem hielt sich hartnäckig das Gerücht, König Albert habe ihn in Audienz empfangen.

Da man sich weder in Dresden noch in anderen Residenzen von Bundesfürsten von dem jungen Kaiser Vorschriften machen ließ, halte ich diese Meldung für durchaus glaubhaft. Die Bevölkerung Dresdens ließ sich jedenfalls keine kaiserlichen Vorschriften machen und brachte Bismarck einen Fackelzug, wie er wohl selten in diesem Umfang durch die Straßen einer Stadt marschiert ist. Da waren fast sämtliche bedeutenden Dresdner Vereine und alle höheren Schulen angetreten. Auch ich habe daran teilgenommen und die lange, vierstrännige Pechfackel stundenlang geschleppt. Der Zug formierte sich in der Neustadt, marschierte über die Augustusbrücke und von da am Hotel Bellevue vorbei. Bismarck, in langem schwarzen Rock, stand auf einem niedrigen Balkon des Erdgeschosses unentwegt – sicher über eine Stunde lang. Dass er den Zug durch eine langstielige Lorgnette betrachtete, war für uns etwas enttäuschend, tat aber der Begeisterung keinen Abbruch.

Die Bedeutung Bismarcks für die staatliche Existenz Sachsens und die Einigkeit des Reiches war eine ausnahmsweise auch von der Schule – in großen Umrissen wenigstens – toleriertes Politikum der neueren Geschichte. Ich bedaure, mich des Fremdwortes „tolerieren“ bedienen zu müssen, da ich keinen passenden deutschen Ausdruck dafür finde. Die Geschichte, richtiger der Geschichtsunterricht hörte für uns damals mit 1813/14 auf. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“ „Lützows wilde verwegene Jagd“ usw. ; Theodor KÖRNER, dessen Statue vor seiner alten „Penne“, der „Kreuzschule“ stand, war das uns vorgehaltene Leitbild.

Damit schloss unsere Staatskunde ab, kein Wort von der Verfassung des Reiches oder Sachsens, vor allem nichts von der Revolution 1848/49. Aber im Familienkreise hörte man, wie des Vaters Vater damals als Kämpfer für die Freiheit gefochten habe, wie verhasst sich die Preußen durch den Einmarsch der Garderegimenter Alexander und Elisabeth in Dresden gemacht hatten. Die Kämpfe auf der Augustusbrücke und am Postplatz waren nicht vergessen. Nur mühsam, als Student verkleidet, entging der Großvater [Friedrich August ROST 1822-1884 Meißen] der Verhaftung und dem Standrecht. Er muss als junger Mann ein rechter Draufgänger gewesen sein. Voll Stolz trug er am Sonntagsrock das weiße Bändchen der silbernen Lebensrettungsmedaille. Er hatte einst einen Knaben aus der eistreibenden Elbe gerettet. Ich kannte ihn leider nur noch als einen von der Lungentuberkulose, der damals so häufigen Volkskrankheit, gebrochenen Greis. Er hatte am Rossmarkt in Meißen ein Haus, in dem er auch eine Werkstatt als Klempnermeister betrieb.

Meißen wurde merkwürdiger Weise von den Dresdnern nicht gerade viel besucht. Die wenigsten Sachsen hatten eine richtige Vorstellung der bedeutenden geschichtlichen Vergangenheit dieser alten Veste, die auch dem Lande seinen ursprünglichen Namen als „Markgrafschaft Meißen“ gegeben hat. „Misnia, urbs praestans Hermundurorum“ nannte sie noch im 15. Jahrh. der Chronist. Neben der Albrechtsburg, dem Dom und der Porzellanmanufaktur ist die Fürstenschule St. Afra nicht zu vergessen. Sachsen besaß ursprünglich deren drei, außer Meißen noch Grimma und Schulpforta. Letzteres wurde nach 1815 preußisch.

Ich wollte eigentlich vom Verhältnis der Sachsen zu ihrem angestammten Königshaus berichten. Im Großen und Ganzen kann man das als sehr gut bezeichnen. Das bewies u.a. die Feier des Jubiläums der 800jährigen Herrschaft des Hauses Wettin im Jahre 1889. Unter regester Anteilnahme der gesamten Bevölkerung vollzogen sich die mehrtägigen Feierlichkeiten. Höhepunkt war der Turnierzug der sächsischen Ritterschaft und das große Feuerwerk am Abschluss. Beides ist mir unvergesslich im Gedächtnis geblieben. Der Turnierzug wurde gebildet von je einem sächsischen Adligen auf wappengeschmücktem Ross in Ritterrüstung, geleitet von einem ebenfalls adligen Knappen zu Fuß als Schildträger. Einige adlige Primaner meiner Schule durften als solche fungieren. Es dürfte wohl das letzte Mal in der Geschichte des deutschen Adels gewesen sein, dass dieser sich als besondere soziale Gruppe in der Öffentlichkeit zeigen konnte. Wenn der Dresdener Ludwig RENN eines seiner Bücher „Adel im Untergang“ betitelt, so kann das als eine Art Nachruf gelten.

Sehr kühl stand das sächsische Volk seiner Königin Carola (gesprochen: Caroola) gegenüber. Das lag einmal an ihrer wohl ziemlich hochmütigen Persönlichkeit, zum andern an dem Umstand, dass sie als Nachkomme des protestantischen Glaubenshelden Gustav Adolf von Schweden, um Königin zu werden, zum Katholizismus übergetreten war und, wie dies so oft bei Konvertiten der Fall ist, sich besonders strenggläubig aufführte. Und das in dem streng lutherischen Sachsen. Der Übertritt August des Starken und seines Sohnes August III zum Katholizismus hatte eine tiefe Kluft zwischen Volk und Herrscherhaus aufgerissen, die nur durch den Takt des jeweiligen Königs mehr oder weniger überbrückt wurde. Man hat es den beiden Königen bei ihrem Glaubenswechsel auch nicht besonders leicht gemacht. Das Amt des protestantischen Landesbischofs ging vom Herrscher auf drei „in evangelicis beauftragte“ Staatsminister über.

Sie mussten also evangelisch sein, wie das überhaupt für das höhere Beamtentum Sachsens selbstverständlich war. Die Errichtung von katholischen Kirchen war verboten, nur Kapellen waren gestattet und zwar ohne Glocken. Es klingt wie ein Witz, dass ausgerechnet Napoleon I. während der Besetzung Sachsens durch die Franzosen die Erlaubnis zum Glockenläuten gab. Prozessionen im Freien waren verboten.

Neben der katholischen Hofkirche, die eine reine Privatinstitution des Hofes war, bestand weiter die evangelische Hof- und Sophienkirche mit zwei evangelischen Oberpredigern. Einer von ihnen hieß damals DIBELIUS, wie der derzeitige Bischof von Berlin- Brandenburg\* [\* Friedrich Karl Otto Dibelius, 1945-1966 Bischof von Berlin-Brandenburg]. Ich kann mich an seine Person noch gut erinnern. Das katholische Bistum Meißen blieb weiter säkularisiert. Es lebte erst nach 1919 wieder auf, allerdings mit dem Sitz in Bautzen, wo es sich zudem die Domkirche mit den Evangelischen teilen muss.

Als Zeugnis für die liberale Gesinnung König Alberts darf man es werten, dass einer unserer evangelischen Religionslehrer vom Gymnasium, der Hofrat JAKOB, als Lehrer der Söhne des Prinzen Georg und später auch der des Prinzen Friedrich August wirkte.

Sehr bedauert wurde in diesen Jahren, dass einer der Neffen des Königs Prinz Max, der 2. Sohn seines Bruders Georg, seine Husarenuniform auszog, um katholischer Geistlicher zu werden. Prinz FRIEDRICH AUGUST, der Neffe und spätere Nachfolger König Alberts war im Gegensatz zu seinem Bruder JOHANN GEORG beim Volk ebenfalls beliebt. Das zeigen die zahlreichen wahren oder erfundenen Anekdoten, die über ihn im Umlauf waren. Hans REIMANN hat in seinem Buch „Sächsische Miniaturen“ dem „Geenig“ (König) ein Denkmal gesetzt, aus dem so recht die einfache und natürliche Art desselben hervorgeht. Als im Jahre 1903 seine Frau, die ehemalige Prinzessin LUISE von TOSKANA, mit dem Sprachlehrer ihrer Kinder Monsieur GIRON ihrem Gatten „Durchbrannte“, wie der damals übliche Ausdruck lautete, waren die Sympathien des gesamten Volkes ungeteilt auf der Seite FRIEDRICH AUGUST.

Obwohl es eigentlich nicht zu meinem Thema gehört, sei doch noch erwähnt, dass ich im Jahre 1911 als Marine-Stabsarzt an Bord des großen Kreuzers „Vineta“ Gelegenheit hatte, den Bruder LUISES, den Erzherzog JOSEPH SALVATOR, in seinem Landhaus auf der spanischen Insel Mallorca zu besuchen.

Er war Admiral à la suite der K. u. k. österreichischen Marine und eine anerkannte Autorität betreffs die Flora und Fauna des Mittelmeers. Seine Werke über diese Gebiete sind heute noch sehr geschätzt. Zwei seiner Brüder hatten den Fürstenstand verlassen, Leopold SALVATOR, später Leopold WÖLFLING genannt, und Johann SALVATOR, der sich dann Johann ORTH nannte und vermutlich an der Südküste Amerikas mit seinem eigenen Schiff untergegangen ist.

### Von Dresdener Bauten

Der Umstand, dass Dresden erst 1485 Residenz der Fürsten der Albertinischen Linie des Hauses Wettin wurde, ist bestimmend dafür, dass das Barock im Stadtbild vorherrschte. Als erwähnenswertes Überbleibsel aus dem Mittelalter kann von wichtigeren Bauten außer Teilen des Schlosses lediglich die zweitürmige Hof- und Sophienkirche bezeichnet werden. Vor der Reformation war sie die Kirche eines Franziskanerklosters. Daher rührt wohl auch ihre merkwürdige innere Raumeinteilung mit zwei gleich hohen Kirchenschiffen. Sie war neben dem Dom in Freiberg Grabstätte sächsischer Fürsten evangelischer Konfession. In dieser Kirche soll auch LUTHER gepredigt haben. Die Neustadt, bis dahin Alten- Dresden genannt, war nach dem Brande von 1723 wieder neu aufgebaut worden. Wenig bekannt ist, dass AUGUST der Starke auf die Gestaltung des Stadtbildes der Neustadt nach dem großen Brande einen wesentlichen Einfluss genommen hat. So ist die Anlage der Hauptstraße, welche von der Augustusbrücke bis zum Albertplatz, einstmals Bautzener Platz genannt, führte, mit ihren zwei Fahrbahnen und der schönen, von zwei Baumreihen in der Mitte bestandenen Promenade – ein Gegenstück übrigens zur Straße „Unter den Linden“ in Berlin -, auf die Initiative AUGUSTs zurückzuführen.

Das Kirchenschiff der Dreikönigskirche, welches ursprünglich, um den Altar in die Ostrichtung zu stellen, quer in die Hauptstraße hineinragte, ist auf AUGUSTs Veranlassung abgerissen und in der heute noch vorhanden Form neu aufgebaut worden. So kommt es, dass in dieser Kirche – entgegen dem üblichen Brauch- der Altar nach Westen zeigt.

Nach Abbruch der Festungswerke, welcher im Wesentlichen 1826 beendet war, hat sich dann auch die Neustadt weiter nach Osten und Norden ausgedehnt.

An der Südseite der Hauptstraße, gegenüber der Dreikönigskirche lagen in den 80iger Jahren des 19. Jahrh. die ehemaligen Kasernen. Ich kann mich an die ziemlich düsteren Gebäude noch gut erinnern, später wurde dort eine Markthalle errichtet.

Die Silhouette der Stadt wurde – vom Neustädter Ufer aus gesehen – beherrscht durch die Türme der Frauenkirche nach Osten und denen der katholischen Hofkirche und des Schlosses nach der westlichen Seite zu.

Leider haben die verschiedensten Stellen zusammengewirkt, um dieses schöne Bild zu stören. Das begann in den 80er Jahren des 19. Jahrh. mit der Erschaffung einer großen Glaskuppel über der Kunstakademie, hinter der BRÜHL' schen Terrasse...

Es sollte aber noch schlimmer kommen: Anstelle des BRÜHL' schen Palais, welches zwischen Augustusstraße und der BRÜHL' schen Terrasse, d.h. den alten Festungswerken, stand, wurde nach dessen Abbruch das Landtagsgebäude erbaut. Diesem wurde ein viereckiger, stummelartiger Turm aufgesetzt, der sich gegenüber den eleganten Türmen des Schlosses und der Hofkirche äußerst kümmerlich ausnahm und durchaus nicht in deren Nähe passte. Das schlimmste war aber der Turm des neuen Rathauses, welches etwa an der Grenze des alten Stadtkerns, in der Luftlinie nicht allzu weit von den vorgenannten Türmen, erbaut wurde. Dieser plumpe, von einem stumpfen, kurzen Helm gekrönte Turm hatte wesentlich dazu beigetragen, dass die schöne Silhouette Dresdens gestört wurde. Nachdem nun auch durch den Bombenangriff vom Februar 1945 die Frauenkirche dahin geschwunden ist, kann man nur mit Bedauern eine weitere Zerstörung des Stadtbildes feststellen.

Eine Sehenswürdigkeit aus neuerer Zeit besaß Dresden im dem Fürstenzug. Es handelt sich dabei darum, die fensterlose Fassade des unter CHRISTIAN I erbauten sog. „langen Stalles“ in der Augustusstraße, welche vom Georgentor im Bogen zum Neumarkt führt, die monotone Wirkung zu nehmen. Diese Aufgabe wurde dadurch gelöst, dass man einen Reiterzug der sächsischen Fürsten in Überlebensgröße, angefangen mit KONRAD v. WETTIN (1123) an der Wand entlang führte, am Schluss endend mit König ALBERT und seinem Bruder GEORG, der bei der Erstellung dieses Gemäldes allerdings nur Thronfolger war. In gewissem Sinne war er auch der letzte Wettiner, insofern, als er noch im Besitz der Königswürde starb, während sein Sohn und Nachfolger FRIEDRICH AUGUST abdanken musste und später außerhalb Sachsens gestorben ist.

Zu meiner Zeit war dieser Fürstenzug in der aus Italien stammenden Sgraffittomanier ausgeführt. Deren Technik besteht darin, dass in den noch feuchten Verputz die Umrisse der Figuren eingeritzt und mit schwarzer Farbe überdeckt werden. Diese Ausführung hat anscheinend den Witterungseinflüssen unseres Klimas nicht standgehalten. So ist man dann später, Anfang des 20. Jahrhunderts dazu übergegangen, den Zug auf Wandplatten aus der Meißener Porzellanmanufaktur zu kopieren und diese an Stelle der ursprünglichen Sgraffittomalerei anzubringen. Das hat leider infolge der glänzenden Oberfläche und gewisser anderer Faktoren nicht zu einer Verbesserung des Gesamteindrucks beigetragen. Wenig bekannt dürfte es sein, dass der genannte Fürstenzug nicht die erste Darstellung von Fürsten an der in Rede stehenden Stelle gewesen ist. In dem „Sächsischen Heldensaal“ des Siegmund v. BIRCKEN vom Jahre 1734 findet sich folgende Anmerkung: „Die sächsischen Könige...sind in einer Galerie über dem Stall zu Dresden in Lebensgröße abgemalt zu finden“. Es geht also hieraus hervor, dass bereits den älteren Baumeistern die Idee gekommen war, die lange, einförmige Fläche irgendwie künstlerisch zu verschönern.

Nachdem wir nun schon einmal in der Augustustrasse sind, wollen wir uns mit ihr und ihrer Umgebung noch ein wenig weiter beschäftigen. Die Straße macht auch heute noch einen scharfen Bogen nach Südwesten, wenn man vom Georgentor herkommt, ehe sie in den Neumarkt einmündet. Diese Biegung entspricht der Grenze der alten Stadtbefestigung. Die südliche Grenze derselben ist durch den alten Straßenzug Frauengasse – Rosmaringasse- Große Brüdergasse gebildet. Der Name Frauengasse deutet das schon an, denn die Wohnhäuser der „Frauen“, d.h. die Bordelle, befanden sich im Mittelalter ebenso wie die Häuser der Juden und des Scharfrichters an der Stadtmauer. So ist es auch zu erklären, dass eine westliche Ausstülpung des Neumarktes bis auf den heutigen Tag „Jüdenhof“ heißt.

Die nördliche Begrenzung desselben wurde durch das Johanneum gebildet, welches ähnlich dem Berliner Zeughaus Sammlungen von Waffen und anderen kriegsgeschichtlich wichtigen Gegenständen enthielt. Da sah man außer zahlreichen Rüstungen und Handfeuerwaffen u.a. die Lederjacke GUSTAV ADOLFS, die er in der Schlacht bei Lützen (1632) unter dem Harnisch getragen hatte, mit der Einschussöffnung der tödlichen Kugel am Rücken oder das aus roter Seide bestehende Zelt des KARA MUSTAFA, welches im Großen Türkenkrieg (1683-99) von Sächsischen Truppen erbeutet worden war.

Neben dem Johanneum führte das „schöne Tor“ in den Stallhof, wo ehemals die Pferde und Wagen des Hofes untergebracht waren. Da mein Vater einen der „königlichen Wagenhalter“ kannte, hatte ich einige Male Gelegenheit, die sonst der Öffentlichkeit nicht zugänglichen Wagenremisen zu besichtigen. Die Pferde standen schon seit langem in einem besonderen Marstall westlich des Zwingers. Die alten Galakutschen aus dem 18. Jahrhundert wurden dort noch treulich aufbewahrt und gepflegt.

Das „schöne Tor“ ein Portal in reichem figürlichem Renaissancestil war das der ehemaligen Schlosskapelle. Beim Glaubenswechsel der sächsischen Kurfürsten wurde es von dort an diese Stelle versetzt, da gewisse Darstellungen nicht der katholischen Auffassung entsprachen.

Hier am Jüdenhof stand auch eins der typischen Barockhäuser Dresdens, das „Dinglinger Haus“. Der viergeschossige Bau war ein Werk PÖPELMANNs , der es etwa 1716 für den Bruder des bekannten Hofgoldschmied August d. Starcken Johann Melchior DINGLINGER aus Biberach, 1731 in Dresden verstorben, gebaut hatte. Hier im Jüdenhof fand auch eine der unerfreulichsten Kapitel aus der Geschichte Sachsens und seines Herrscherhauses ihren Abschluss: Die Hinrichtung des Kanzlers Nikolaus CRELL am 9. Oktober 1601.

Nach dem Tode des Kurfürsten AUGUST (1553-1586) war sein Sohn CHRISTIAN I. (1586 -1591) bestrebt, die Herrschaft des damals in Kursachsen waltenden strengen Luthertums zu mildern und einem liberaleren Geist Eingang zu verschaffen. Zur Durchführung dieser Idee berief er Nikolaus CRELL zum Kanzler und machte ihn damit zum mächtigsten Mann in der Staatsverwaltung. Dieses Vorgehen des jungen Kurfürsten erregte vielfaches Ärgernis. Auf der einen Seite wurde der Zorn der Geistlichkeit angefacht, welche in der Mehrzahl dem strengen Luthertum anhing und jede Abweichung von demselben als ein, ja man kann nicht anders sagen, Verbrechen ansah. Auf der anderen Seite aber wurde der Adel auch verärgert, da ein Bürgerlicher an die Spitze der Staatsverwaltung berufen war. Als nach dem allzu frühen Tode CHRISTIAN I. der Herzog FRIEDRICH WILHELM von Sachsen-Weimar anstelle des unmündigen CHRISTIAN II. vom deutschen Kaiser als Administrator Kursachsens eingesetzt wurde, fand die bigotte Kurfürstin – Witwe SOPHIE (1568- 1622), eine Tochter JOHANN GEORGS von Brandenburg, in dem finsternen Lutheraner aus Weimar ein gefügiges Werkzeug, um den ihr in der Seele verhassten CRELL zu Fall zu bringen.

Dieser wurde sofort verhaftet und auf die Festung Königstein gebracht. Einer 1592 eingereichten Anklage der Ritterschaft (!) schloss sich ein 10 Jahre währender Prozess an. Er endete mit der bereits erwähnten Hinrichtung. Bezeichnend ist, dass die Kurfürstin Witwe diesem Vorgang „mit einer gewissen Wollust“ beigewohnt haben soll.

Zwei Jahre vorher war unweit der Richtstätte ein Mann auf dem Kirchhof der alten Frauenkirche begraben worden, der nicht nur ein Gesinnungsfreund, sondern in gewissem Sinne auch ein Schicksalsgenosse des Kanzlers CRELL gewesen ist, Dr. med Sigismund KOHLREUTER aus Annaberg im Erzgebirge. Er hatte, wie das damals für prominentere Ärzte üblich war, eine Reihe verschiedener Stellen an wechselnden Orten bekleidet. Obwohl kein strenger Lutheraner erfreute er sich doch der Gunst des Kurfürsten AUGUST. Er wurde 1674 sein Leibarzt, als er ihm, der tot krank von einer Kur in Langenschwalbach, heute Bad Schwalbach im Taunus, nach Dresden zurückgekommen war, wieder gesund machte. Seine angesehene Stellung bei Hof blieb auch noch unter CHRISTIAN I. erhalten. Als er sich jedoch nach dessen Tode weigerte, die auf strengen Luthertum sich gründende Konkordienformel zu unterschreiben, ging er seiner Stellung bei Hof verlustig und durfte von Glück sagen, dass er nicht wie viele Theologen und Gelehrte eingekerkert oder sogar gefoltert wurde. Auch hier lässt sich aus Äußerungen der Kurfürstin Witwe unschwer schließen, dass Hofintrigen eine wesentliche Rolle spielten und wahrscheinlich die Glaubensangelegenheit nur als Vorwand benutzt wurde. KOHLREUTER war aber nicht nur in Religionssachen ein aufgeklärter Mann, auch als Mediziner hat er sich durch seinen Kampf gegen die Überbewertung der Harnschau (Uroskopie) einen Namen gemacht. So ließ er 1574 eine Schrift wider die „Urinanbeter“ erscheinen, welche betitelt war „Von rechten und in der Artzeney nützlichen Gebreuchen des Harn- und Wasserbeschauens ...zu nütz und Warnung der Kranken und Gesundten beschrieben“. Wie groß der Eindruck dieser Schrift war ist daraus zu ersehen, dass fast 100 Jahre später (1660) der Tübinger Professor der Medizin Samuel HAFENREFFER in seinem in lateinischer Sprache geschriebenen Lehrbuch der Hautkrankheiten einen großen Teil der Schrift KOHLREUTERS und zwar in deutscher Sprache eingefügt hat.

Lebenslauf und Schicksal der beiden Männer lässt uns einen tiefen Einblick in die geistige Situation Sachsens dieser Zeit tun, für die naturgemäß Dresden der Kristallisationspunkt war. Wir können das hier nur in großen Umrissen andeuten.

Man sieht, wie nach dem hausbackenen und in Glaubenssachen engstirnigen Vater AUGUST sein Sohn CHRISTIAN unter verständnisvoller Mithilfe seines Kanzlers CRELL versucht, eine liberalere Auffassung in religiösen Dingen durchzusetzen. Gleichzeitig wollte der junge Kurfürst anstelle wenig qualifizierter Adelspersonen die Verwaltung des Landes in die Hände geschulter Fachleute, allerdings bürgerlicher Abkunft, legen. Das führte eben zur Berufung CRELLs. – In KOHLREUTER sehen wir neben der liberalen, religiösen Grundeinstellung den hellen Sachsen, der fast 200 Jahre früher – ehe sie völlig verschwand – die Scharlatanerie der Harnschau erkannt hatte und sie offen zu bekämpfen wagte. Dass er seine Schrift in einem bereits ausgezeichneten Deutsch, nämlich der kurfürstlich sächsischen Kanzleisprache, die auch für Luthers Bibelübersetzung und Schriften maßgebend war, herausbrachte, sei noch besonders angemerkt. Selbstverständlich war das nicht, denn noch immer war die Sprache der Gelehrten das Lateinische.

Ich hatte vorhin schon mit Bedauern auf die Verschandelung der Silhouette der Altstadt hingewiesen. Sie ist und bleibt ein trauriges Zeichen für den Mangel an Kunstverständnis verschiedenster Stellen, städtischer wie staatlicher. Letztere leisteten sich ausgangs der 1880er Jahre noch ein weiteres, geradezu unglaubliches Stückchen den Figureschmuck am Zwinger betreffend. Der hierfür verwendete Elbsandstein zeigte unter dem Einfluss des Klimas stellenweise starke Verwitterung der Oberfläche. Um dieser Einhalt zu gebieten, kam man auf die Idee, die Oberfläche mit grauer Ölfarbe zu streichen: Wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, würde ich es hier nicht mitteilen, Sehr viel später hat man dann die Farbe mühsam wieder abgeschliffen. Wer das nicht glaubt, was ich angesichts der Ungeheuerlichkeit der Prozedur niemanden übel nehme, der sei auf das Buch von H.G. ERMISCH „Der Dresdener Zwinger“ verwiesen. Da findet er S. 82 folgenden Satz: „Jean Louis SPONSEL hat das Verdienst, zuerst auf die künstlerische Unmöglichkeit der Überpinselung der Steine hingewiesen zu haben.“

Als ein wesentlicher Fehlgriff ist auch der 1896 ausgeführte durchgreifende Umbau des Schlosses zu bezeichnen. Wenn das alte Georgentor, welches von der Schlosstraße aus in die Augustusbrücke überleitet, verbreitert wurde und seitliche Durchgänge für Fußgänger erhielt, mag das noch dahingehen. Aber was sonst an der Fassade des Schlosses durch Hinzufügen von Renaissancegiebeln u. ä. gesündigt wurde, ist alles andere als erfreulich.

Der Architekt GROHMANN hat vollkommen recht, wenn er bemerkt, dass durch diesen Umbau „das Schloss als Ganzes seinen Charakter verloren habe“.

Ein anderer Schildbürgerstreich sei in diesem Zusammenhang erwähnt, der allerdings ebenfalls staatlichen Stellen zur Last zu legen ist. Die in den 1890er Jahren erbaute Stahlgitterbrücke über die Elbe, welche Blasewitz mit Loschwitz verbindet, wurde in einem leuchtenden Blau angestrichen und daher alsbald als „das blaue Wunder“ bezeichnet. Es war eine krasse Fehlleistung, da jeder Landschaftsmaler den Verantwortlichen hätte sagen können, dass blau niemals in eine grüne Landschaft passt. Obwohl schon nach wenigen Jahren der jetzige dunkelgrau/grüne Anstrich das Blau ablöste, hat sich doch offenbar die Bezeichnung „das blaue Wunder“ bis heute in der Bevölkerung erhalten. Als ich im Sommer 1956 auf dem Weißen Hirsch eine Passantin nach dem Weg nach Blasewitz fragte, antwortete sie: „Sie fahren am besten die Grundstraße hinunter und dann über das „blaue Wunder“. Dies wurde so selbstverständlich gesagt und ohne jedes Anzeichen dafür, dass es witzig klingen sollte. Unverständlich ist und bleibt, wie in einer der Kunst so zugewandten Stadt wie Dresden, derartige Fehlleistungen möglich gewesen sind.

Eine sehr geteilte Meinung hat der 1888 erfolgte Durchbruch vom Altmarkt zum Pirnaischen Platz gefunden. Damit verschwand die alte, enge Badergasse und es entstand die von modernen Häusern umsäumte König Johann- Straße. Verkehrstechnisch war das zweifellos ein Fortschritt, denn als Fortsetzung der Wilsdruffer Straße nach Osten erleichterte sie den Verkehr von und nach den bald zur Stadt hinzukommenden Vororten Striesen und Blasewitz. Aber die Städtebauer jammern heute noch darüber, dass dadurch das geschlossene Gesamtbild des Altmarkts zerstört sei. Das ist um so verwunderlicher, da man beim Wiederaufbau der zerstörten Altstadt die ganze Westseite, da wo z.B. früher die Konditorei von Kreuzkamm war, soweit zurückgesetzt hat, dass jetzt das Nordportal der Kreuzkirche vom Altmarkt her zugänglich ist.

Gerechterweise sollen aber auch einige positiv zu wertende bauliche Dinge erwähnt werden. Da ist vor allem die Erstellung der damals „neuen Kasernen“ für die Dresdener Garnison zu nennen. Sie waren ein Werk des Generals der Kavallerie, Graf von FABRICE. Mit genialem Blick hatte er für die Bauten den auf den östlichen Höhen liegenden Rand der Dresdener Heide gewählt.

So zogen sich die Kasernenbauten in einem flachen Bogen etwa nahe dem Waldschlösschen, also an der Elbe beginnend bis nach Trachenberge hin. Sie lagen somit nicht wie die früheren Kasernen mitten in der Neustadt, sondern etwas, jedoch nicht allzu viel, abseits von derselben. Von ihrer Hinterfront aus waren die in der Heide gelegenen Schießstände, sowie der große Exerzierplatz „Der Heller“ leicht zu erreichen. Letzterer hatte seinen Namen von der ehemaligen Gastwirtschaft „Zum letzten Heller“ an der Königsbrücker Landstraße.

General von FABRICE hatte sich auch als Staatsmann einen Namen gemacht. Er wurde gegen Ende 1870 nach Versailles berufen und zum Verwalter der nördlichen Departements Frankreichs ernannt. Während des Waffenstillstandes blieb er als Vertreter des Reichskanzlers, also Bismarcks, in Frankreich zurück. Für seine Verdienste erhielt er vom Reich eine Dotation, er, der noch 4 Jahre vorher als Stabschef Kronprinz ALLBERTS mit großem Geschick die Operationen des sächsischen Heeres in Böhmen gegen die Preußen geleitet hatte.

Man sieht auch hier wieder die Meisterhand BISMARCKS, der es verstand, mit derartig geschickten Handlungen die Sachsen für die Reichsidee zu begeistern.

Als FABRICE 1891 im 73. Lebensjahre starb, wurde er mit den höchsten militärischen Ehren zu Grabe geleitet. Die große Trauerparade habe ich von der Königsbrückerstraße aus mit angesehen. Er fand seine letzte Ruhestätte in einem von den sächsischen Offizieren gestifteten Mausoleum, inmitten seiner Schöpfung. Eine von SCHILLING, dem Schöpfer des Niederwalddenkmals, geschaffene Bronzestatue schmückt dieses.

Noch eine weitere lobenswerte baulich-künstlerische Tat sei hier angeschlossen: Die Verlegung des „Moritzmonuments“. Kurfürst AUGUST hatte nach dem Tode seines Bruders und Vorgängers in der Kurwürde diesem ein Denkmal gesetzt, als erstes in Dresden. Der 1583 in der Schlacht bei Sievershausen gegen Brandenburg gefallene MORITZ übergibt das Kurschwert seinem Nachfolger. Dieses Denkmal war ursprünglich an der Pirnaischen oder Hasenbastei errichtet. Infolge der Einebnung der Festungsgräben stand es fast ebenerdig und daher ohne rechte Wirkung unweit des Pirnaischen Platzes.

1896 wurde es von hier entfernt und unter der Jungfernbastei, einer Fortsetzung der Brühl'schen Terrasse nach Süden sozusagen, genügend erhöht über dem Boden angebracht, wo es vom Terrassenufer aus bedeutend besser zur Wirkung kommt. Das Denkmal dürfte übrigens eines der wenigen Fälle sein, wo sich jemand selbst in einem Denkmal verewigt. Aber man muss gestehen, die Art der Ausführung lässt durchaus keine abfällige Kritik aufkommen. Der nicht sicher bekannte Künstler hat meisterhaft verstanden, einen historischen Vorgang, nämlich die Überreichung des Kurswertes, als das Wesentliche herauszustellen.

Zum Abschluss unserer Erinnerungen über Bauliches sei noch eine damals viel belachte optische Täuschung berichtet. Wie bekannt ist das ovale Kirchendach der katholischen Hofkirche an seiner Peripherie mit zahlreichen überlebensgroßen wegen der „perspektivischen Verkürzung“ Heiligenstatuen geziert. Von einer bestimmten Stelle der Töpfergasse aus hatte man nun den Eindruck, dass eine derselben, welche gebückt und mit vorgebeugtem Kopf abgebildet ist, in einen der Schornsteine des Schlosses und zwar ausgerechnet dem der Schlossküche hineinsieht, - oder wie man im Volksmunde sofort bereit war, zu sagen: hineinriecht, um festzustellen, was „bei Geenigs“ gekocht wird. Spaßiger Weise hatte der Besitzer des betreffenden Hauses der Töpfergasse die Situation durch eine am Haus angebrachte Ölskizze darstellen lassen.

### Kultur und Geistesleben

Dem Umstand, dass Dresden seit Mitte des 15. Jahrh. Haupt- und Residenzstadt Sachsens war, ist es zu verdanken, dass sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte eine Fülle von Institutionen entwickelte und zur Blüte kam, die der geistigen Kultur der Stadt ein besonders hohes Niveau verlieh. Sie wurde dadurch nicht nur ein Anziehungspunkt für das Land, sondern zog gerade damals besonders viele Ausländer in ihren Bann. Das wird schon dadurch äußerlich sichtbar, dass so viele Kirchen ausländischer Bekenntnisse errichtet wurden wie in keiner anderen Stadt Deutschlands, ja ich glaube behaupten zu können, ganz Europas. Da waren die im gotischen Stil erbauten Kirchen der englischen Hochkirche und der amerikanischen Episcopal Church, in der Nähe des späteren Hauptbahnhofs gelegen, ferner die mit fünf Zwiebeltürmen geschmückte russisch-orthodoxe Kirche am Ende der Reichsstraße nach den Räcknitzer Höhen zu.

Ja, sogar eine schottische Kirche, also lutherischen Bekenntnisses war vorhanden. Lebten doch damals verhältnismäßig viele Schotten in Dresden, das ihnen von allen kulturellen Vorzügen abgesehen, ein so viel angenehmeres Klima bot, als ihre rauhe, zwischen Berg und See gelegene Heimat. Ich erinnere mich noch genau eines gewissen Originals, des Mr. JOHN ROW FOGGOH, der nicht weit von uns in der Zittauer Straße wohnte. Er trug im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Landsleute, unentwegt die Tracht der Bergschotten. So sah man ihn sonntags zum Gottesdienst in die Martin Lutherkirche wandeln, angetan mit dem kurzen Röckchen, dem Kilt, von dem Gürtel herabhängend der Sporran, eine einen Fuchskopf zeigende Tasche und Wadenstrümpfe, als Kopfbedeckung die bebänderte Schottenmütze.

Wenn sich auch die Landesuniversität in Leipzig befand, so hatte Dresden doch eine ganze Anzahl höhere Bildungsanstalten:

- Das Polytechnikum, später Technische Hochschule genannt
- Dann die Tierarzeneischule, sehr viel später als tierärztliche Fakultät an die Universität Leipzig überführt
- Die Kunstakademie, an der schon fast 100 Jahre namhafte Künstler als Lehrer gewirkt hatte
- Die „Conservatorium“ genannte Hochschule für Musik.

Zu den genannten Institutionen traten nun noch die zahlreichen Kunstsammlungen, die Theater, Konzerte und Vortragsveranstaltungen. In einer Zeit politischer Geruhsamkeit und kommerziellen Aufschwungs blühte somit das geistig kulturelle Leben der Stadt in einem weder früher noch später erreichten Umfang.

Kein Wunder, dass eine große Anzahl von Pensionaten für Töchter des Mittelstandes gegründet wurde, denen nach Beendigung ihrer Schulzeit neben hauswirtschaftlichen Kenntnissen auch solche einer höheren Bildung vermittelt wurden. Auch meine Mutter schwärmte noch im hohen Alter begeistert von ihrer Pensionszeit in Dresden. Als ich 1910 auf der Insel Trinidad in Westindien Gast des britischen Gouverneurs Sir George Le HUNT war, erwähnte dieser, dass seine Tochter in einem Pensionat in Dresden sei.

Für einen alten Dresdener ist und bleibt die durch den Bombenangriff im Februar 1945 erfolgte Zerstörung fast der ganzen Altstadt ein kaum zu fassendes Ereignis. Wenn auch jetzt einzelnes *[Ende der 50er Jahre]*, so die Außenseite des Zwingers, dankenswerter Weise wieder hergestellt wird, so ist und bleibt der Schaden immer noch gewaltig.

Auch unsere herrliche Gemäldegalerie hat durch jahrelange Auslagerung der Gemälde schwere bleibende Schäden davongetragen. Das unlängst erschienene Dresdener Galeriebuch von Ruth und Max SEYDEWITZ lässt das so recht erkennen.

Von früh auf an Malerei interessiert, habe ich als älterer Schüler viele Sonntagvormittage in der Gemäldegalerie zugebracht und kannte mich dort gut aus. Besonders hat mich immer die niederländische Malerei, die ja sehr reichlich vertreten war, gefesselt, während mich die italienische Renaissancekunst, so auch RAFFAELS Madonna, ziemlich kalt ließen, im Gegensatz zu den Gemälden des Spaniers Goya oder den Bildern HOLBEINS d.J. Sehr interessant – mehr vom kulturhistorischen Standpunkt aus – habe ich die Bilder Bernhard BELOTTOs, genannt CANALETTO, gefunden, der ja eine Reihe von Jahren in Dresden gelebt hat. Ihn verdanken wir viele Abbildungen Dresdens aus seiner Zeit. Aber es waren nicht nur die Gemälde älterer Meister, welche die Galerie beherbergte. Unter der verständnisvollen Leitung ihres Direktors Karl WOERMANN waren auch Bilder neuerer Künstler in großer Anzahl vertreten.

Als besonders erwähnenswert möchte ich ein Gemälde des Anton van DYCK (1590-1641) bezeichnen. Es stellt auf Eichenholz gemalt ein Brustbild des Thomas PARR, dar. Nach amtlicher Beglaubigung erreichte er ein Alter von 140 Jahren, er heiratete mit 114 Jahren zum 2. Mal und wurde noch Vater eines Sohnes. Das Bild befindet sich noch heute wohlbehalten in der Gemäldegalerie. Auf welche Weise dieses für England besonders interessante Bild nach Dresden gekommen ist, habe ich nicht aufklären können.

Eine besondere Freude war es für mich, dass das Bild eines Bekannten unserer Familie, des Prof. Osmar SCHINDLER, Lehrer an der Kunstakademie, von der Galerie erworben wurde. Es war betitelt im „Kumtlampenlicht“ und stellte in Halbfigur einen Fuhrmann im damals üblichen blauen Kittel vor den Köpfen seiner Pferde stehend dar, von denen das eine eine Laterne am Kunt aufgehängt trug. Das Bild ist künstlerisch hervorragend ausgeführt. Heute hat es zudem kulturhistorischen Wert. Es versetzt uns aus dem Zeitalter der LKWs zurück in jene Zeit, wo der vierrädrige Planwagen von zwei kräftigen Kaltblütern gezogen, den Gütertransport auf den „Chausseen“ besorgte.

Dass für das Befahren der Landstraßen Gebühren erhoben wurden, ist uns Heutigen kaum noch in Erinnerung.

In Dresdens Umgebung konnte man gelegentlich noch die Häuschen der Chausseegeldeinnehmer sehen. In Funktion erlebt habe ich sie allerdings nur noch im Erzgebirge, also ausgangs der 70er Jahre (des 19. Jahrh.), wo der Einnehmer seinen an einer Stange befestigten Beutel aus dem Fenster herausstreckte, um das Chausseegeld einzunehmen. Es war ähnlich den Klingelbeuteln, wie sie früher in den Kirchen zur Kollekte üblich waren und in höchststörender Weise vom Kirchendiener während der Predigt herumgereicht wurden.

Dass die Gemäldegalerie, wie überhaupt alle Kunstsammlungen Dresdens, Schöpfungen der sächsischen Herrscher waren, bleibt deren unvergängliches Verdienst. Das gleiche gilt auch für die Theater, insbesondere die Oper, die damals unter SCHUCHs Leitung stand. Nicht vergessen sei dabei die verständnisvolle Förderung des gesamten Theaterwesens durch den Intendanten Graf SEEBACH, einem früheren Gardereiteroffizier. Nebenher sei erwähnt, dass auch der bekannte impressionistische Maler Fritz v. UHDE (1848-1911), der mit mehreren Bildern in der Gemäldegalerie vertreten war, demselben Regiment einstmals angehört hatte.

Berühmt waren die musikalischen Vespere am Sonnabend-nachmittag in der Kreuzkirche, sowie die musikalischen Messen in der katholischen Hofkirche, welche sonntags von 11-12 unter Mitwirkung von Solisten und der Kapelle der Oper, sowie der königlichen „Hoftrumpeter“ stattfanden. Es wurden hauptsächlich Messen von PALESTRINA, REISSINGER u.a. aufgeführt. Hoforganist, der die schöne von SILBERMANN gebaute Orgel der Kirche spielte, war damals Edmund KRETSCHMER (1830 – 1897), bekannt als Komponist der Oper „Die Folkunger“, deren Krönungsmarsch ja wohl heute noch gelegentlich gespielt wird. Er, war, wie auch viele Solisten der Oper, befreundet mit meinem Onkel Paul KUHNERT, dem Geschäftsführer der Hofmusikalienhandlung von Klemm in der Augustusstraße an der Ecke zur Töpfergasse. Da Onkel Paul mehrere Fremdsprachen beherrschte, konnte er sich auch mit den damals zahlreichen Musik studierenden Ausländern gut verständigen. Besonders befreundet war er mit der Pianistin Mary WIECK, der Schwester von Klara SCHUMANN. In seiner letzten schweren Krankheit hatte sie ihm ihr bei Tolkewitz gelegenes schwedisches Holzhaus zur Verfügung gestellt, damit er sich viel im Freien aufhalten konnte.

*Hier fehlt eine ½ Seite*

## Die Verkehrsmittel

Ziemlich primitiv gegenüber dem heutigen Stande waren damals die Verkehrsmittel, sowohl zu Lande wie zu Wasser. Man muss allerdings bedenken, dass das Dresden der 80iger Jahre des 19. Jahrh. mit seinen 220 000 Einwohnern flächenmäßig keinen sehr großen Umfang hatte. Vor Eingemeindung der ersten Vororte, Strehlen und Striesen im Jahre 1892 war der Durchmesser von Stadtrand zu Stadtrand von Norden nach Süden und von Westen nach Osten nur etwa 4 km. Der Weg von den Außenbezirken nach der Innenstadt war demnach höchstens 2 km. Das konnte man schließlich ohne Anstrengung auch zu Fuß leisten.

Immerhin gab es doch eine Pferdebahn. Die Mehrzahl der wenigen Linien fuhren einspännig, ohne Deichsel. Nur die Linie vom Postplatz über den Theaterplatz – Augustusbrücke – Hauptstr. Bautzener Straße – Schillerstraße fuhr zweispännig. Da das Altstädter Ufer wesentlich tiefer lag als das Neustädter Ufer, war die Auffahrtsrampe der alten, aus dem Mittelalter stammenden Augustusbrücke für diese Wagen zu steil. Man half sich auf eigenartige Weise: An der letzten Haltestelle vor der Auffahrt, d.h. dicht neben der katholischen Hofkirche, spannte sich ein Vorreiter vor die beiden anderen Pferde und dann ging es im scharfen Trab die Rampe hoch. Oben auf der Brücke angekommen, klinkte der Reiter durch Zug an einem Lederriemen das Ortscheit seiner Rosinante aus, drehte ab und ritt gemächlich zur Haltestelle zurück. Das große Pferddepot der Pferdebahn befand sich in der ehemaligen Reiterkaserne, in der Nähe der Kasernenstraße in der Neustadt ungefähr da, wo später die Hinterfront des Finanzministeriums war.

Die elektrisch betriebene Straßenbahn wurde erst gegen Mitte der 1890er Jahre eingeführt. Das Kuriosum war, dass es gleich zwei verschiedene derartige Unternehmen gab: eine Aktiengesellschaft mit englischem Namen, welche rotangestrichene Wagen laufen ließ und eine städtische mit gelben. Die letztere hat sich dann später durchgesetzt und alle Wagen waren gelb angestrichen.

Mit der Zeit hatte sich auch eine gewisse Notwendigkeit, für die Verbesserung der Verkehrsmittel ergeben, denn Dresden wuchs in diesen Jahren an Einwohnern auf über das Doppelte der Zahl von 1880 [220 000 Einwohner] auf 480 000 Einwohner im Jahre 1900. Seine Grundfläche wurde durch weitere Eingemeindungen [*G. Rost schrieb Einverleibungen*], nämlich Pieschen und Trachenberge, wesentlich erweitert. Die übrigen Vororte kamen erst nach 1900 zur Stadt.

Eine besondere Note im Stadtbild hat naturgemäß immer die Elbe gespielt, deren graue, träge dahin fließende Wasser die Zweiteilung der Stadt so sinnfällig machten. Aber auch sie diente dem Verkehr, denn der Wassertransport ist bis heute für Massengüter die billigste Beförderungsart und für den Personentransport waren wiederum die landschaftlichen Schönheiten fast des ganzen Elbtals, von der böhmischen Grenze bis zum Übertritt auf das preußische – ehemals sächsische – Gebiet hinter Riesa ein großer Anreiz.

Die trübe Farbe der Elbe und ihr Hinüberfließen nach Preußen gaben den Anlass zu dem folgenden Spruch:

Warum ist denn die Elbe bei Dresden so gelbe?

Sie ärgert sich zu schanden, weil sie muss aus den Landen,  
Denn gleich hinter Meißen, Pfui Spinne, liegt Preußen.

NB. Preußen wird auf sächsisch „Breißen“ gesprochen.

Von den verschiedenen Verkehrsmitteln, die damals die Elbe belebten, sind vor allem die Personendampfschiffe zu erwähnen. Die weißen, mit breitem grünen Bande versehenen Elbdampfer der „Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrtsgesellschaft“ zeigten bis zur Jahrhundertwende noch ganz die alte ursprüngliche Bauart, wie sie sich nach Einführung der Dampfmaschine ausgebildet hatte und in manchem noch an die Zeit der Segelschiffe erinnerte. Der Steuermann, nach dem Kapitän der zweithöchste an Bord, steuerte das Schiff von einem Podest am Heck des Schiffes mit einem horizontal liegenden Rad von der Größe eines Esstisches, ohne Verbindung mit dem Kapitän, der auf einer mittschiffs gelegenen schmalen Brücke durch Sprachrohr und Glocke nur mit dem Maschinenraum verbunden war, Die Schiffsmaschine ältester Bauart betätigte die beiden an den Schiffsseiten sitzenden Schaufelräder. Die An- und Ablege Manöver mit und gegen den Strom waren anscheinend so regelmäßig in ihrer Art wiederkehrend, dass der Steuermann die Absichten des Schiffsführers automatisch erriet und entsprechend handelte. Die Namen der Schiffe sind mir noch in bester Erinnerung. Sie waren meist von den Elborten abgeleitet, von Riesa elbabwärts bis hinein nach Böhmen (Tetschen – Bodenbach). Eine Konzession an die Böhmen war entschieden die „Libussa“, zur Erinnerung an die sagenhafte Ahnherrin des Fürstengeschlechts der Premysliden und Gründerin Prags. Die Fahrten, besonders auch elbaufwärts von Dresden in die Sächsische Schweiz gehören zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugendzeit.

Die Dampfer waren sämtlich mit einer gut funktionierenden Gastwirtschaft versehen und schenkten vor allem köstliches „Böhmisch“ aus, ein dem Pilsener Bier ähnliches, sehr wohlschmeckendes Gebräu.

Sehr viel wichtiger als der Personentransport war der Güterverkehr, für den Lastkähne, „Zillen“ genannt, bis heute benutzt werden. Sie brachten in großen Mengen außer der Braunkohle aus den böhmischen Revieren Elbsandstein aus der Sächsischen Schweiz, der für Fenstergesimse und Treppenstufen – trotz seiner gewissen Weichheit – viel verwendet wurde, bis ihn später der viel härtere Kunststein verdrängte. Die Barockzeit verwandte den Sandstein auch zu figürlichem Schmuck, wie der Zwinger erweist, musste dafür aber auch seine Weichheit in Kauf nehmen. Während die Zillen zu Tal für sich selbst fuhren, wurden sie elbaufwärts, zu Berg, zu Schleppzügen zusammengestellt, die entweder von Schaufelraddampfern oder von „Kettenschleppern“ gezogen wurden. Diese letzteren sind heute verschwunden, sie waren eine besondere Eigentümlichkeit der Elbschifffahrt. Ich habe sie auf keinem Strom weder Deutschlands noch im Ausland wiedergefunden. Es waren Schiffe, die sozusagen zwei Hecks und keinen Bug hatten. In der Mitte befand sich eine über mannshohe eiserne Trommel, die von der Maschine in Umdrehung versetzt wurde. Um diese Trommel waren mehrere Törns (Windungen) einer schweren Kette geschlungen, die von Böhmen bis zur nördlichen Landesgrenze in der Mitte der Elbe verlegt war. Sie lief über den Schlepper endlos hinweg und an ihr verholte er sich gegen und mit dem Strom. Anfang der 1890er Jahre, als die Stadtverordneten und der Rat es für notwendig hielten, sich mit silbern bzw. goldenen Amtsketten zu schmücken, war der Volkswitz schnell bereit, diese Amtspersonen als „Kettenschlepper“ zu bezeichnen.

Zahlreich waren in diesen Jahren auch die aus Böhmen kommenden Flöße. Die Baumstämme waren zu mehreren hintereinander geschalteten „Gelenken“ – jedes etwa 15m breit und 10-12 m lang – zusammengesetzt und miteinander verbunden, dergestalt, dass das ganze Floß etwa 50-60m lang war. An den Enden vorn und achtern waren lange Streichruder an Pfosten montiert und mit ihnen wurde das ziemlich schwerfällige Kombinat gesteuert. Die Flößer hatten auf dem Floß in einer in der Mitte errichteten Bretterbude ihre Unterkunft und kochten sogar daselbst. Höchst schwierig war für die Flöße die Durchfahrt durch die drei Elbbrücken, besonders durch die engen Bögen der alten Augustusbrücke. Die Passage wurde unter Leitung von Elblotsen ausgeführt, die auch für einzeln fahrende Zillen zuständig waren.

Wesentlich größere Bedeutung als die Elbschiffahrt hatte die „Königlich-Sächsische Staatseisenbahn“. Sachsen war hierin führend, denn die erste wirklich längere Eisenbahnstrecke in Deutschland war die von Leipzig nach Dresden, die bereits 1839 eingeweiht wurde. In der Zeit, über die ich berichte, besaß Dresden zwei nebeneinander gelegene Bahnhöfe in der Neustadt, den Leipziger und den Schlesischen. Dazu kam in der Altstadt der Böhmisches Bahnhof, verbunden mit den vorgenannten durch Gleise, die über die Marienbrücke liefen. Die späteren Hauptbahnhöfe in der Altstadt und der Neustadt, sowie die Eisenbahnbrücke, sind erst nach 1900 vollendet worden. Damit war die Hochlegung des Bahnkörpers verbunden, damit die Straßen nicht mehr ebenerdig von den Gleisen geschnitten wurden. Dies kann man sich heute nicht mehr vorstellen, aber man muss berücksichtigen, dass auch der Straßenverkehr damals erheblich geringer war als in den späteren Jahren. Es war ein grotesker Anblick, wenn Züge von einem der Neustädter Bahnhöfe über die Marienbrücke fuhren und dabei die Großenhainerstraße kreuzten. Der in langsamsten Tempo fahrenden Lokomotive gingen zwei Bahnwärter voraus, die rote Fahnen schwenkten und mit großen Glocken läuteten.

Die Lokomotiven hatten damals noch Namen und nicht wie später Nummern. So konnte man „Falke“, „Adler“ oder Fluss- und Städtenamen an ihnen lesen. Das verlieh ihnen eine gewisse Persönlichkeit, ähnlich wie dies bei Schiffen noch heute allgemein der Fall ist. Die Bahnhöfe waren nicht gerade elegante Gebäude, aber selbstverständlich war, dass die Wartesäle der 1. und 2. Klasse von denen der 3. und 4. Klasse säuberlich getrennt waren.

Da man Bahnsteigsperrn noch nicht kannte, setzte bald nach der Abfahrt eines Zuges die „Billettkontrolle“ ein, d.h. die zwei oder drei Schaffner kletterten außen an den Trittbrettern der Personenwagen entlang, hängten sich mit dem Oberkörper in die ihnen zu öffnenden Fenster der „Coupes“ zum Lochen der „Billetts“. Und dies auch im Winter, wenn die Trittbretter voll vereistem Schnee lagen. Das hat vielen Leben oder Gesundheit gekostet. Vor Einführung der Westinghouse-Dampfbremse mussten sie außerdem von einem an den Wagenenden liegenden, etwas über das Wagendach sich erhebenden Bremserhäuschen aus die Bremsen nach Anweisung der vom Lokomotivführer gegebenen Pfeifensignale bedienen.

Damals dauerte die Fahrt von Dresden nach Leipzig mit dem Personenzug etwa 6 Stunden, 100 Jahre früher brauchte die meist benutzte sog. Langsame Post 1 ½ Tag für diese Strecke. Sie fuhr am Sonntagmorgen in Dresden ab und traf Montag Abend in Leipzig ein.

Sie nahm dabei u.a. in Meißen mehrere Stunden Aufenthalt. Die Eilpost schaffte es zwar in einem Tage, dank des guten Zustandes der sächsischen Chausseen, war aber auch entsprechend teurer. Die Fahrzeit nach Berlin war noch fast 2 Stunden länger. Sie kostete Anfang der 1860er Jahre in der 2. Klasse 3 Taler und 25 Silbergroschen.

Eines ganz besonderen Beförderungsmittels für Personen waren die Chaisen. Das sind überdeckte Tragestühle, die von zwei Männern an vorn und hinten angebrachten Holmen getragen wurden. Zum Einsteigen wurde eine seitliche Tür geöffnet und das Verdeck hochgeklappt. Bedient wurden diese Chaisen von den Chaisenträgern. Dresden hatte gleich zwei verschiedene Gilden dieser Art: Die Hof- und die Ratchaisenträger. Es waren kräftige Männer in Tuchfräcken mit gelben Aufschlägen. Für die dem Hof unterstehenden Träger war die Farbe des Fracktuchs dunkelblau, entsprechend den Farben des Hauses Wettin, während die Ratchaisenträger schwarzes Tuch trugen, denn Dresdens Stadtfarben waren schwarz- gelb. Freilich, ihre ursprüngliche Funktion hatte in den 1880er Jahren schon fast aufgehört. Ich erinnere mich aber, als wir noch in der Löbauer Straße wohnten, dass sich der uns gegenüber wohnende Geheimrat v. ASTER zur Hoftafel in einer Chaise tragen ließ und nicht die inzwischen aufkommenden Droschken benutzte. In den Jahren, über die ich berichte, waren die Chaisenträger hauptsächlich als Hilfe beim Umzug beschäftigt, da der Beruf der Möbeltransporteure damals erst in den Anfängen existierte.

### Über verschiedene öffentliche Dienste

Vor kurzem hat sich Berlin entschlossen, die Polizei von allen Aufgaben, die nicht Ordnung und Sicherheit betreffen, zu entlasten. In Dresden war das schon zu meiner Zeit der Fall: den Sicherheitsdienst übte die Königliche Gendarmerie aus. Sie trug schwarze, einreihige Uniformröcke mit grünen Tuchaufschlägen, bei den Kommissaren aus Samt bestehend. Als Kopfbedeckung wurde im Dienst ein Helm mit einem großen Kamm, ähnlich den Helmen der griechischen Krieger zur Zeit des Trojanischen Krieges, getragen, außer Dienst dagegen ein Käppi nach damals österreichischer Art. Die städtische, sog. Wohlfahrtspolizei hatte zweireihige langschröbige, schwarze Röcke mit roter Paspel und trug Helme mit Spitze und dem Stadtwappen.

Warum sie mit einem kurzen Säbel bewaffnet war, ist angesichts ihrer rein verwaltungsmäßigen Aufgaben – der Titel der Beamten war Stadtbezirksoberaufseher – nur aus dem Geist der damaligen Zeit zu verstehen, in der der Säbel als unentbehrliches Attribut nicht nur für Soldaten und Polizisten, sondern sogar für die Postbeamten des gehobenen Dienstes, in letzterer Beziehung allerdings als „Galanteriedegen“, ein unentbehrliches Requisit des Anzuges war.

Ja, auch die sogenannten Konduktführer einer Mannschaft der Beerdigungsinstitute „Heimkehr“ und „Pietät“ trugen einen silberbeschlagenen Galanteriedegen und Zweispitz zu einer schwarzen, mit Silberborte reichlich besetzten Uniform. Viele Begräbnisse vollzogen sich damals in Form eines öffentlichen Aufzuges, bei dem zuweilen großer Aufwand getrieben wurde. Die Überführung der Leiche erfolgte in einem prunkvollen Leichenwagen, gezogen von zwei bis sechs Pferden, die von Hand geführt wurden, die Kutscher in hohen Reitstiefeln mit schwarzen Reitpeitschen, den mit Silbertresse verzierten Zweispitz auf dem Kopf. Vor dem Leichenwagen würdevoll einherschreitend der schon genannte Konduktführer, zu seiner Rechten begleitet von einer meistens rundlichen, kleinen Frau, der Leichenbesorgerin, in Dresden „Heimbürgin“ genannt. Was die sonderbare Teilnahme dieser Frau eigentlich zu bedeuten hat, ist mir nie klar geworden. Ich könnte mir höchstens denken, dass ihre Anwesenheit als eine Art Urkundsperson gedacht war, dahingehend, dass sie die Identität des zu Beerdigenden bezeugte. Hinter dem Leichenwagen fuhr in Wagen des betreffenden Beerdigungsinstitutes die nächsten Anverwandten und der Pfarrer. Daran schlossen sich oft bis zu einem Dutzend und mehr Kutschen, meistens Landauer ohne Insassen. Freunde und Bekannte des Verstorbenen bezeugten so ihre Anteilnahme, sparten sich aber Zeit und Mühe und halfen zugleich, das Ansehen des Entschlafenen zur Schau zu stellen.

Die Erdbestattungen für die Neustadt erfolgten damals bereits auf dem Neuen Friedhof in Verlängerung der Hechtstraße, also am Rande der Leipziger Vorstadt. Der sog. Innere Neustädter Friedhof, der schon seit über 200 Jahren (1877) benutzt worden war, wurde im allgemeinen nicht mehr belegt. Er enthielt eine Reihe von Grabstätten alter Dresdener Familien und prominenter Bürger. So u. a. die Grabstätte Elisas v. d. RECKE, der baltischen Dichterin, deren Haus in Dresden ein Mittelpunkt kulturellen Lebens gewesen war. Der Lebensgefährte, der lyrische Dichter Christoph August TIEDGE, der ihr 1841, 8 Jahre später, im Tode gefolgt war, ruhte neben ihr. Das von ihm stammende Lied: „Schöne Minka ich muss scheiden“ ist zum Volkslied geworden.

Die TIEDGE-Stiftung zur Unterstützung bedürftiger Künstler Dresdens hat seinen Namen noch bis in das 20. Jahrhundert hinein lebendig erhalten.

Die Lage des Friedhofes wurde schwer beeinträchtigt dadurch, dass an seiner einen Längsseite eine Gasfabrik errichtet worden war, welche sowohl durch ihren Geruch wie durch ihren hässlichen Anblick keinen übermäßig erfreulichen Abschluss bot. Am Eingang des Friedhofes von der Friedenstraße aus war linker Hand der berühmte Totentanz von 1534 an der Außenmauer angebracht. Wenn ich mich recht erinnere, sind auf ihm nur weltliche Personen dargestellt, weder Papst noch Bischöfe, wie dies auf anderen die Regel ist, so z.B. dem Basler. Es dürfte dies eine Folge der Reformation sein. Ich habe diesen Friedhof oft besucht, da meine Eltern dort ihre Ruhestätte gefunden haben.

Einmal war ich auch sozusagen dienstlich dort während seiner Zeit als Einjährig-Freiwilliger Schütze. Unsere Kompanie hatte für einen in Dresden verstorbenen Hauptmann der Berliner Gardeschützen eine Ehrenkompanie zu stellen, welche ihm drei Salven über das Grab feuerte.

Das Feuern einer Salve von einer kriegsstarke Kompanie – im Hochanschlag – war durchaus keine einfache Sache. Sie erforderte haargenaues, gleichzeitiges Durchreißen des Abzugs am Gewehr. Bei der damaligen auf formalen Drill des Soldaten eingestellten höheren Führung wurde großer Wert auf die exakte Abgabe einer Salve gelegt, obwohl sie kriegsmäßig – soweit sie Gewehrfeuer betraf – nicht mehr verwandt wurde. So passierte es z.B. bei der Hochzeit der Tochter des Prinzen Georg MARIA JOSEPHA mit dem österreichischen Erzherzog OTTO Anfang der 1890er Jahre, dass das auf dem Theaterplatz aufmarschierte Bataillon der Grenadiere zweimal eine „Rollsalve“ abgab, da eine Anzahl Mannschaften zu früh abzog. Mein Vater, als alter Soldat, prophezeite gleich, dass das für den Kommandeur „den Zylinder bedeuten werde“. Als das Bataillon nachher bei uns in der Kurfürstenstraße vorbei marschierte, sah ich, dass jener Major L., Vater eines früheren Schulfreundes war. Statt des üblichen Ordens erhielt er tatsächlich nach einiger Zeit den Abschied. Ursache für das Versagen war der Umstand, dass er, um kriegsstarke Kompanien zu haben, die Schuster und Schneider, die sog. Oekonomiehandwerker, von denen in jeder Kompanie mehrere waren, eingestellt hatte. Das waren Leute, die seit der Rekrutenzeit kein Gewehr mehr in der Hand gehabt hatten. Es wurde ihm wohl als Mangel an Voraussicht angekreidet, dass er an die genannten „unsicheren Kantonisten“ hatte Platzpatronen ausgeben lassen. Kein Mensch hätte es gemerkt, wenn von den 500 Gewehren 20 nicht geladen gewesen wären.

## Streiflichter auf die Stadthygiene

Die Erwähnung der Begräbnisstätten leitet uns über zur Stadthygiene, einem Gebiet auf dem gerade in den Jahren, über die berichtet wird, sich tief einschneidende Verbesserungen anbahnten.

Das Wichtigste für jede Stadt ist ihre Wasserversorgung. In dieser Beziehung war Dresden sehr gut daran und ein Vorbild für viele andere deutsche Städte, bei denen das Trinkwasser noch aus Pumpbrunnen auf öffentlichen Verkehrswegen entnommen wurde. Das Wasser wurde aus den Grundwasser führenden Sandschichten des Elbebettes mittels großer Tiefbrunnen entnommen und in ausgedehnte unterirdische Hochbehälter gepumpt, die am Rande der Dresdener Heide, also hoch über der Stadt, lagen. Als Pumpwerk diente lange Zeit ausschließlich das an der Elbe gelegene Wasserwerk „Saloppe“. Später kam auch noch das Blasewitzer Wasserwerk hinzu, welches sein Wasser in Hochbehälter auf den Räcknitzhöhen pumpte. Jedes Jahr wurde umschichtig einer der Hochbehälter gereinigt und dabei zur Besichtigung frei gegeben, so dass man innen herumgehen und die weiten „Hallen“ bewundern konnte. So habe auch ich einmal diese Gelegenheit benutzt, da der Vater meines Freundes Adolf KRUMHAAR damals Direktor des Wasserwerks Saloppe war. Der Wasserdruck in dem Dresdener Leitungsnetz war infolge der hohen Lage der Behälter so groß, dass die Feuerwehr fast nie Feuerspritzen einzusetzen brauchte. Der normale Druck reichte auch für sehr hohe Objekte vollkommen aus.

Im Gegensatz zu der hygienisch vollkommen einwandfreien Wasserversorgung stand diejenige mit der Milch. Da bewegten sich am frühen Morgen Hunderte kleiner von Hunden gezogenen Wägelchen von den umliegenden Bauerndörfern wie etwa Bühlau, Weißer Hirsch, Räcknitz usw. nach der Stadt. Jedes Gefährt transportierte 2 – 3 große Milchkannen, die etwa 20 Liter halten mochten, eine kleinere für Sahne, sowie einen Kasten für Butter. Jede Milchfrau hatte nun ihre Kunden in einem bestimmten Bezirk, welche sie regelmäßig bei jedem Wind und Wetter belieferte. Was die Stallhygiene und die des Transportes anlangt, so können diese nur als äußerst mangelhaft bezeichnet werden. Verschmutzung der Milch beim Melken und illegale Wässerung waren trotz aller Kontrollen nichts Ungewöhnliches. Das wurde mit einem Schlage anders, als sich die Molkerei der Gebr. PFUND in der Bautzener Straße auf tat. Sie sammelte die Milch im Großen, reinigte und pasteurisierte sie und verkaufte sie in plombierten Flaschen. Das war ein großer Fortschritt; er hatte denn auch die Errichtung von Milchverkaufsstellen zur Folge, die es – wie bereits früher erwähnt – damals zunächst noch nicht gab.

In diesem Zusammenhang darf eine eigenartige Einrichtung nicht unerwähnt bleiben: die „Milchkuranstalt“ in der Bautzener Straße. Um deren Existenzberechtigung zu begreifen, muss man allerdings auf die medizinischen Anschauungen der damaligen Zeit zurückgehen, wo die Luft sowohl als Infektionsträger wie als Heilmittel betrachtet wurde. In ähnlicher Weise, wie man die Entstehung der Malaria auf schlechte Luft (mala aria) zurückführte, nahm man auch bei Erkrankungen der Atmungswege, insbesondere der Lungentuberkulose an, dass sie durch die Luft übertragen werde. Andererseits aber glaubte man, dass die Luft eines Kuhstalles besonders günstig für die Heilung der Tuberkulose sei. Darum wurde den Patienten ein möglichst langer Aufenthalt in einem Kuhstall verordnet, und dazu diente eben die Milchkuranstalt. Es war ein ziemlich großer Rundbau mit erhöhter Mitte als Podium, auf dem Tische und Stühle standen. Um diesen Podest im Kreise herum waren etwa 20 Kühe aufgestellt, mit den Köpfen nach der Innenseite blickend. Man bekam die Milch direkt in das Glas gemolken, was bestimmt nicht übel schmeckte, wie ich bei öfteren Besuchen stets feststellen konnte. Mit der Entdeckung des Tuberkelbakterium durch Robert KOCH im Jahre 1882 und die anschließende allmähliche Aufklärung über die Entstehung der Tuberkulose verlor naturgemäß die Anstalt ihre Existenzberechtigung. Sie dürfte immerhin bis Anfang der 90er Jahre bestanden haben.

Sehr primitiv war damals noch die Fäkalienbeseitigung. Es gab noch keine Klosette mit Wasserspülung. Im Hof jeden Hauses befand sich die Jauchegrube“ Sie wurde mehrmals im Jahr auf eigenartige Weise geleert: er Inhalt wurde mittels einer auf einem Pferdewagen montierten Dampflluftpumpe durch Rohre von etwa 20 cm Durchmesser in ebenfalls pferdebespannte Tankwagen gepumpt, nach Aussehen und Größe sehr ähnlich den heutigen Tankwagen für Treibstoffe. Der Inhalt der der „Dresdener Düngerexport Compagnie“ gehörigen Wagen war bei den Landwirten der Umgebung für die Düngung ihrer Felder ein sehr begehrtes Objekt.

Die Zahl der Krankenhäuser und Privatkliniken war damals recht bescheiden gegenüber später. Das lag wohl daran, dass zu dieser Zeit weder zu Untersuchungen noch zur Behandlung von Kranken kompliziertere technische Einrichtungen notwendig waren. So wurde vorzugsweise eine Behandlung im Hause durchgeführt. Der praktische Arzt machte täglich die Runde bei seinen Patienten. Er benutzte dazu ein einspänniges „Coupé“, d.i. ein leichter zweisitziger, aber vollkommen geschlossener Wagen, sozusagen eine Tragchaise auf Rädern, der gewöhnlich von einer Wagenhalterei zur Verfügung gestellt wurde.

Ein wenig erfreuliches Kapitel ist das der häuslichen Pflege durch Schwestern. Der Schwesternberuf war damals wie heute ein Mangelberuf, namentlich fehlten solche des evangelischen Bekenntnisses, während katholische Schwestern etwas reichlicher zur Verfügung standen. So kam es, dass die letzteren recht häufig auch in den evangelischen Familien pflegten. Sie waren wegen ihrer Pflichttreue und Anspruchslosigkeit sehr geschätzt. Auch ich und meine Brüder wurden während einer schweren Diphtherie Erkrankung von Borromäerinnen treulich gepflegt. Das sei hier dankbar erwähnt.

Der Krankentransport für bettlägerige Kranke in ein Krankenhaus vollzog sich damals mittels eines aus Rohr geflochtenen Tragkorbes, der abwechselnd von zwei Ratchaisenträgern getragen wurde. Erst im Laufe der 1890er Jahre wurden allmählich die heute noch üblichen Krankenwagen, von einem Pferd gezogen, eingeführt.

In der Neustadt gab es damals außer dem neuen, am Rande der Heide gelegenen Militärlazarett nur das Diakonissen- Kranken- und Mutterhaus. Chefarzt der chirurgischen Abteilung war Hofrat Dr. RUPPRECHT, den ich persönlich noch gekannt habe. Als mein Vater wegen eines Furunkels der Wange von ihm operiert wurde, habe ich noch die damals geübte Carbolspray Methode nach LISTER, die auf Abtötung der in der Luft angenommenen Krankheitserreger beruhte, kennen gelernt. Ich erinnere mich jedenfalls deutlich an die Feuchtigkeit und den penetranten Geruch des Operationssaales.

Das einzige Städtische Krankenhaus Dresdens lag in der Friedrichstadt. Es war in gewissem Sinne Nachfolger der medizinisch-chirurgischen Akademie Dresdens, welche heute wieder erstanden ist und den Namen Carl Gustav CARUS trägt. Sie ist berufen, die alte, hohe Tradition der alten Akademie fortzusetzen.

Der 1779 in Leipzig geborene CARUS war von 1819 ab Professor der Entbindungskunst an der genannten Akademie und Direktor der Königlichen Hebammenschule, alles in der Altstadt gelegen. Auch hier offenbart sich wieder die außerordentlich fortschrittliche Einstellung der Sachsen und ihrer Regierung. Denn gerade die Frauenheilkunde und der Unterricht für Geburtshilfe waren damals noch durchaus nicht Gemeingut aller Hochschulen, geschweige denn etwa Städtischer Krankenhäuser. CARUS wurde später (1827) Leibarzt des Königs und ist 1868 verschieden.

Aus der Reihe berühmter Lehrer der Akademie sei ferner noch erwähnt: Johann Ludwig CHOULANT, 1791 in Dresden geboren, wurde er 1828 Professor und später auch Direktor der Akademie. Sein Name ist infolge seiner wertvollen bibliographischen Arbeiten auch heute noch in der Medizingeschichte hoch geachtet.

Das Sachsen meiner Zeit ist eines der ältesten Vorbilder für die ärztliche Fortbildung, einen Begriff, den es damals überhaupt nicht gab und uns Heutigen als etwas ganz Selbstverständliches erscheint. Das hängt natürlich mit dem in den 1880er Jahren beginnenden Aufschwung der medizinischen Wissenschaft zusammen. So gab es damals schon für angehende Ärzte die Möglichkeit, an der Königlichen Frauenklinik in Dresden 3 -6 Monate als bezahlte Volontäre zu arbeiten und sich so in der Geburtshilfe praktische Kenntnisse zu erwerben, die weit über das an der Universität Gelehrte hinausgingen. Diese Einrichtung war einzig in ihrer Art für Deutschland.

In diesem Zusammenhang ist auch der Generalarzt der sächsischen Armee Wilhelm August ROTH (1833-1892), Honorarprofessor am kgl. Polytechnikum, zu erwähnen als eines der Begründer des ärztlichen Fortbildungswesens. Sein von der dankbaren Ärzteschaft gestiftetes Denkmal wurde 1894 im Vorgarten des Dresdener Garnisonlazaretts enthüllt.

### Kleidung und Mode

Im Laufe der mehr als 6 Jahrzehnte, die seit meinen Jugendtagen vergangen sind, hat sich auch das äußere Aussehen meiner Landsleute wesentlich verändert. Die Männer trugen damals das Haupthaar kurz geschoren, oft nur 3 mm lang. Das kam wohl von der Übung bei der sächsischen Armee her. Als ich später in die Kaiserliche Marine eintrat, fiel ich gegenüber den „Preußen“ auf, welche das Haar lang, mit einem Scheitel „über dem linken Auge“ trugen. Die Barttracht war in einem gewissen Übergang begriffen. Die ältere Generation wie z.B. Großvater MAUERSBERGER, hatten das Kinn ausrasiert und trugen einen kurzen Backenbart. Da waren wohl König ALBERT, vielleicht auch Kaiser FRANZ JOSEPH von Österreich Vorbilder. Die jüngere Generation wie mein Vater trug einen ziemlich vollen Spitzbart und dazu einen möglichst langen Schnurbart mit gedrehten Spitzen an beiden Enden. Die von dem Hoffriseur Francois HABY in Berlin stammende und von WILHELM II eingeführte Mode „Es ist erreicht“, bestehend in bürstenartig aufwärts gekämmten Schnurbartenden, fand bei der damaligen Generation der Sachsen keine Freunde.

Auch die Frisur der Damen war damals wesentlich anders. Jede Frau war stolz auf möglichst langes Haupthaar, das dann in kunstvollen Gebilden, auf dem Oberkopf besonders, mit Hilfe von zahlreichen Haarnadeln, Spangen und Kämmen aufgebaut wurde.

Bezüglich der Kleidung war damals doch vieles anders als heute. Bei feierlichen Gelegenheiten am Tage dominierten bei Herren der Gehrock, auch Bratenrock genannt, ein schwarzer, zweireihiger Rock mit langen Schößen. Die Beinkleider waren röhrenförmig, eng, ohne Umschlag unten. Für den Wintermantel kam Anfang der 1890er Jahre eine kurze, bis zum Ellenbogen reichende Pelerine auf.

Als Kopfbedeckung wurden meist steife Hüte getragen, nicht nur schwarz sondern vielfach auch beigefarbig. Eine viel gebrauchte Kopfbedeckung war damals der Zylinder. Er wurde von den älteren Herrschaften nicht nur sonntags zum Kirchgang getragen, sondern auch wochentags bei Geschäftsgängen. Nicht unerwähnt bleiben darf auch der Spazierstock, von dem manche Herren eine ganze Sammlung besaßen. Er war abgesehen vom Kirchgang eigentlich ein unentbehrlicher Begleiter bei jedem Ausgang.

Die Jahrhundertwende (1900) überdauert hat der oft enorm hohe, gestärkte Hemdkragen, dazu fertig genähte Kragenschleifen, Schlipse genannt. Eine Sonderform derselben war der Plastron, eine große, flache, genähte Schleife, farbig oder schwarz mit einer Perle oder dergleichen in der Mitte. Die Hemdärmel hatten keine festen Manschetten. An deren Stelle trug man röhrenförmige ausziehbare „Röllchen“. Oberhemden mit gestärkter Brust kamen nur zum Frack in Betracht, sonst das Vorhemdchen, eine Art gestärkter Latz, der am Hemdkragen befestigt wurde.

Die Füße steckten in Schuhen mit seitlichem Gummizug, Stiefeletten genannt. Jüngere trugen wohl auch Knopfstiefel. Das wurde aber als weibisch empfunden, denn für das weibliche Geschlecht gab es eigentlich gar keine andere Fußbekleidung. Es wäre auch ganz gleich gewesen, was sie trugen, denn die Kleider waren so lang, dass sie die Füße vollkommen bedeckten. Und so konnten die Damen damals im Winter dicke Wollstrümpfe tragen und nicht wie heute hauchdünne Gewebe und Röcke, die gerade noch das Knie bedecken. Kein Wunder, dass bei unserem rauen Klima dann vielfach frostbeulenartige Veränderungen an der Unterschenkelhaut auftreten.

Eine merkwürdige Geschmacksverirrung war die seit 1870 aufgekommene, in den 1880er Jahren noch viel getragene „Tournüre“ auch „Cul de Paris“ genannt. Eine „Gesäßpolsterung“ unter dem Damenrock mit 2 Bändern um die Taille gebunden. Nach 1890 verschwand diese lächerliche Mode ebenso schnell, wie sie gekommen war.

Einer der wichtigsten Toilettengegenstände, der noch bis zum 1. Weltkrieg eine ganz besondere Rolle spielte, war entschieden das Korsett. Denn eine schmale Taille war das Ideal nicht nur jüngerer Damen. Weitere Intimitäten der Damentoilette seien hier übergangen und nur festgestellt, dass sich auch da vieles geändert hat.

Im Allgemeinen zeichnete sich die „Damenoberbekleidung“, wie der moderne Ausdruck heißt, durch die Anbringung zahlreicher Rüschen, Falbeln und Schleifen aus. Als schmückender Besatz wurden neben Spitzen vielfach auch Posamenten, aus Kordel oder Tresse hergestellte Borten, oft farbig verwebt. Sie stammten ebenso wie die Spitzen meist aus dem Erzgebirge, wo sie in Heimarbeit hergestellt wurden und so der armen Bevölkerung etwas Verdienst einbrachten.

Als gebürtiger Annaberg – Buchholzer kann ich nicht unterlassen, zu erwähnen, dass es das Verdienst von Barbara UTTMANN (1514 - 1575) war, die Spitzenklöppelei im Erzgebirge eingeführt zu haben, um die große Armut zu lindern. Ihr Denkmal auf dem Annaberger Friedhof soll heute noch stehen.

Selbst auf dem Gebiet der Uhren hat sich seither manches gewandelt, soweit die am Körper getragenen Zeitmesser in Betracht kommen. Das weibliche Geschlecht hatte überhaupt keine Möglichkeit, eine Uhr mit sich zu führen. Für Männer war dagegen das Tragen einer Taschenuhr selbstverständlich; sie wurde in der linken Westentasche aufbewahrt und durch eine etwa 25 cm lange Kette aus Gold oder Silber – je nach Vermögen – gesichert. Remontoiruhren, d.h. Uhren mit einem Knopf zum Aufziehen und Stellen der Zeiger gab es zwar schon, aber nur in höheren Preislagen. Für billigere Uhren diente der Uhrschlüssel, der in die entsprechenden Öffnungen des inneren Uhrenbodens gesteckt wurde, dessen äußeren Abschluss dann ein Klappdeckel, vielfach mit Gravierung, bildete. Meine Konfirmationsuhr hatte auf dem Deckel ein Segelschiff eingraviert. Sie hat mich später tatsächlich noch auf See begleitet, denn die Armbanduhren fanden erst 1910 größere Verbreitung in Deutschland.

### Über Handel und Industrie

Die etwa um 1850 begonnene, nach dem deutsch- französischen Krieg beschleunigte Entwicklung Dresdens zur Industrie- und Handelsstadt machte in den Jahren, über die ich berichte, gewaltige Fortschritte.

Dank der Rührigkeit, die dem Sachsen inne wohnt, wurden zahlreiche neue Unternehmungen aus den verschiedensten Bereichen der Wirtschaft gegründet oder großzügig ausgebaut.

Ein sichtbares Zeichen für diese Entwicklung war die Gründung des „Exportvereins für das Königreich Sachsen“, bei dem Robert Maximilian Rost eine führende Rolle spielte. Vorsitzender wurde allerdings aus Altersgründen Konsul LINDEMANN, ein Korkimporteur. Dieser Verein wurde nach 1933 aufgelöst.

Georg Rost: „Mein Vater hatte die Bedeutung des Handels mit überseeischen, in Aufschwung begriffenen Ländern frühzeitig erkannt und auch für sich selbst Folgerungen gezogen. Unabhängig von seinem Fabrikationsbetrieb chirurgischer Gummiwaren gründete er mit dem Bruder seiner Frau, Paul Julius Mauersberger welcher mehrere Jahre im Ausland als Exportkaufmann tätig gewesen war, die „Condensed Milk Export Co“, als Konkurrenz zu der damals den Markt beherrschenden „Anglo- Swiss“, wie sie kurz genannt wurde. Lieferant für die kondensierte Milch war die Molkerei Gebr. PFUNDT in der Neustadt, Absatzgebiet hauptsächlich Südafrika. Der frühe Tod von Robert Maximilian Rost hat diesem aussichtreichen Unternehmen sehr geschadet.

Neben dem Export von Waren kam damals auch der Import ausländischer, sowie auch fernöstlicher Erzeugnisse in Schwung, dazu gehörte vor allem der uns bis dahin wenig bekannte chinesische Tee. Mitte des 19. Jahrh. war der Kaffee, und zwar nicht der Bohnenkaffee, sondern der durch Ersatzstoffe hergestellte, sozusagen ein Volksgetränk gewesen. Der ROSNER- Mühle, an der Ecke Bautzenerstraße und der Forststraße gelegen, war eine „Cichorien- und Runkelrüben- Kaffee- Fabrik“ vorausgegangen. Aber mit dem zunehmenden Wohlstand ist dann auch dieses Getränk von der Bildfläche verschwunden. Als Ersatz dafür sollte teilweise der Tee dienen. Zur Anregung des Verbrauchs hielt Robert Maximilian Rost Anfang der 90er Jahre in seiner Loge einen Vortrag über den Tee.

Das erste Chinahaus in Dresden war die Firma SEELIG und HILLE in der Seestraße. Sie führten die Marke TEEKANNE. Weitere Firmen waren die Nähmaschinenfabrik von SEIDEL & NAUMANN, die Steingutfabrik VILLEROY BOCH.

*Über die Arbeitsweise seines Vaters schreibt G. Rost in einem Brief an seinen Neffen Werner Schmidt-Rost: „Arbeitszeit damals 6 Tage und zwar von 8-12 und 2- 7 p.m.*

*Jeden Sommer längere Ferien (6 Wochen) u.a. Gottleuba.- Verhalten des Vaters zum Personal sehr korrekt, war aber sehr beliebt – streng monogam, keine Liebschaften. Keine Sekretärinnen, nur Kontoristen, welche an hohen Stehpulten arbeiteten. Briefkopien durch die Kopierpresse (vom „Stift“ bedient. 2 Geschäftsreisende, welche 2 mal im Jahr mit großen Musterkoffern mehrere Monate auf Tour gingen. Einer Arthur Lorenz, übernahm nach dem Tode Robert Maximilian ROSTs die Firma.*

*Die zweite Hälfte von Seite 65 des Maschinenskript fehlt*

Damals begannen auch die Einzelhandelsgeschäfte ihre Läden zu vergrößern und ihre Auslagen geschmackvoller zu gestalten, mit einem Wort „zu modernisieren“. Das war gar nicht so selbstverständlich. Da hatte z.B. Dresdens größtes Juweliergeschäft Philipp ELIMEYER, Ecke Neumarkt und Jüdenhof, zahlreiche gewöhnliche Fenster einer ebenerdigen Parterrewohnung als Auslagen hergerichtet, ohne jede sonstige Aufmachung. Da konnte man dann kostbarste Perlenkolliers, Diademe mit Brillanten und Smaragden und Saphiren und vieles andere ausgestellt sehen. Mir erscheint es heute noch ein Wunder und als ein Zeichen für die Redlichkeit der Dresdener Bevölkerung, dass nie von einem Einbruchsdiebstahl in dieser Firma etwas bekannt geworden ist.

Für den Verkauf von Lebensmitteln gab es in erster Linie die „Kolonialwarengeschäfte“. Sie vertrieben außer den üblichen Nahrungsmitteln und Gewürzen auch Kaffee, Tee, Tabakwaren und Salzheringe. Von den letzteren möchte wohl der damals für kaufmännische Angestellte aus dieser Branche übliche Spottausdruck „Heringsbändiger“ herrühren. Auch Weine und Spirituosen waren in diesen Läden vorrätig, dagegen keine Fleischwaren, Aufschnitt und dergleichen. Als Aushängeschild führten diese Geschäfte meist einen Zuckerhut in üblicher blauer Verpackung gemalt, das obere Drittel schaute aus der Verpackung heraus. Zucker gab es damals eigentlich nur in Form der Zuckerhüte, Würfel- und Feinzucker kannte man wohl kaum. Das kam daher, dass mindestens in den 1880er Jahren in der Hauptsache Rohrzucker aus den sog. Kolonialländern bezogen wurden, denn die Rübenzuckerfabrikation lief seit etwa 60 Jahren sehr langsam in Deutschland an. Tabakwarengeschäfte kannte man ebenso wenig wie Fischhandlungen oder Süßwarengeschäfte. Schokolade wurde dafür in den Konditoreien über den Ladentisch verkauft; Wild und Geflügel dagegen in den wenigen Delikatessengeschäften. Ich erinnere mich nur an eins: LEHMANN & LEICHSENRING in der Pragerstraße.

Hier wurden auch je nach Saison Möwen- und Kiebitzeier, Paradiesäpfel, das Stück für 25 Pfennig, Apfelsinen u.s.w. dargeboten.

Recht bezeichnend für gewisse Dresdener Kreise war das Bestehen eines eigenen Geschäftes für Kaviar in der Seestraße. Es war jedoch nur in der kalten Jahreszeit geöffnet.

Die Kolonialwarengeschäfte waren allerdings nicht die einzigen, in denen man Lebensmittel kaufen konnte. Eine Dresdener Spezialität waren die „Biedchen“ (Büdchen), kleine Läden ohne jede Aufmachung, die außer den meisten der in den Kolonialwarengeschäften geführten Waren noch zahlreiche andere Dinge verkauften wie z.B. Seifen, Lichte, Petroleum, Schuhwische, ferner das neu aufkommende Mühlenbrot (aus der Bienertschen Kunstmühle in Plauen/ Dresden z.B.) auch Mineralwasser (von der Mineralwasserfabrik Dr. STRUVE Co in Dresden) und nicht zuletzt Flaschenbier. Die durch den neuen praktischen Verschluss der Flaschen zweifellos sehr geförderte Form des Biervertriebes war damals eine – in gewissem Sinne umwälzende – Neuerung. Das geht u. a. daraus hervor, dass G. STRESEMANN, der spätere Reichskanzler, um die Jahrhundertwende mit einer Dissertation „Über die wirtschaftliche Bedeutung des Berliner Flaschenbiergeschäfts“ zum Dr. rer. pol. promovierte. Als Sohn eines Berliner Gastwirtes (Berlin-Kreuzberg, Köpenickerstr.) hatte er zweifellos die wirtschaftlichen Folgen der neuen Art des Birausschankes im väterlichen Geschäft kennen gelernt.

Man erlebte damals auch die Anfänge der Herrenkonfektion, als die Firma ESDERS Co, welche aus dem Rheinland stammte, eine Filiale in der Pragerstraße eröffnete. Die Warenhäuser hatten einen Vorläufer in der Firma BARGOU in der Wilsdrufferstraße nahe dem Postplatz, wo man die verschiedenartigsten Sachen kaufen konnte, nur keine Lebensmittel.

Beinahe an das Mittelalter erinnernd war der Betrieb der Schreibstuben der einzelnen Unternehmungen, damals „Comptoir“ genannt. Es ging da sehr gemächlich zu und die Hast und Unruhe der heutigen Zeit war unbekannt. Die Buchhalter verrichteten ihre Arbeit an hohen Stehpulten, zur Abwechslung setzten sie sich wohl auch mal auf einen hohen Drehsessel. Alles wurde in Bücher eingetragen, da man Karteikarten und Schreibmaschinen sowie die dazu gehörigen Damen noch nicht kannte. Am Abend hatte der Lehrling, allgemein Stift genannt, eine sehr wichtige Funktion auszuüben: Das kopieren der Briefe. Diese waren mit Kopierfarbe geschrieben und wurden nun – einer jeweils auf eine Seite – in ein großes Buch eingelegt, welches aus dünnem Papier, einer Art Seidenpapier bestand.

Die einzelnen Seiten wurden mit einem breiten Pinsel und Wasser angefeuchtet und jede Seite von der folgenden durch ein eingelegtes Gummiblatt isoliert. War dann das Buch vollgeladen, wurde es unter die Kopierpresse gelegt und diese fest angezogen für einige Minuten stehen gelassen. Die ganze Kunst bestand darin, den richtigen Grad der Anfeuchtung der Blätter zu treffen, denn bei zu geringem Anfeuchten war das Copieren nur ungenügend und bei zu starkem verlief u. U. die Tinte des Originalschreibens.

Gegen Ende der 1880er Jahre erschienen die ersten Schreibmaschinen in äußerst primitiver Konstruktion. Auf einer Gummiplatte waren die einzelnen Schriftzeichen erhaben vorhanden und mit einem Hebel wurden sie nun von oben her an ein Farbband gedrückt und auf das darunter liegende Schreibpapier.

Ebenso primitiv war auch das damals aufkommende Telefon. Es handelte sich um einen ziemlich großen Kasten, der an der Wand befestigt war und an der rechten Seite eine Kurbel zur Betätigung des Anrufs trug. Vorn in der Mitte war eine muschelartige Öffnung zum Hineinsprechen. Der an der Seite an einem Kipphaken aufgehängte Hörer war ein schweres, pilzartiges Instrument, gar nicht zu vergleichen mit den heutigen.

Eine wichtige Person für den Geschäftsbetrieb war damals auch der Geldbriefträger, da von Postscheck noch keine Rede war und auch Banküberweisungen oder Bankschecks eine weitgehend unbekannte Einrichtung darstellten. So schlepten denn diese Beamten oft viele tausend Mark in ihren Ledertaschen mit sich. Es ist kein Wunder, dass sich immer mal wieder ein Raubüberfall auf einen Geldbriefträger ereignete. Ende der 1880er Jahre häuften diese sich derartig, dass die Geldbriefträger mit Revolvern ausgerüstet wurde.

Während ich mich infolge meiner Jugend an prominente Dresdener Persönlichkeiten im Allgemeinen nicht erinnern kann, ist mir doch Karl August LINGNER kein Unbekannter gewesen. Er gründete 1888 ein kleines Werk, Später LINGNER-Werke genannt, die heute noch in Düsseldorf existieren. Auch die später gegründeten Sächsischen Serum-Werke waren wohl in erster Linie seine Gründung. 1903 war er dann Mitschöpfer und wohl auch geistiger Anreger des deutschen Hygiene-Museum, welches jetzt in Köln als „Deutsches Gesundheitsmuseum“ beheimatet ist. Er ist ein Beispiel des „self made man“, wie man sie eigentlich nur aus den USA kennt. Begonnen hat er seine Laufbahn als Buchhalter bei der Nähmaschinenfabrik SEIDEL & NAUMANN.

Er war ein findiger Kopf und erfand zunächst den Rückenfrottierer, einen Loofah- Schwamm an einen gebogenen 40cm langen Holzgriff, mit dem man sich den Rücken abreiben konnte. Als nächstes konstruierte er ein biegsames Lineal, das über zwei Hauptbuchseiten reichte, bestimmt zur Erleichterung des Saldierens. Schließlich, und das war sein Hauptschlager, brachte er das Mundwasser O d o l heraus eine parfümierte, salolhaltige Flüssigkeit, welche dem Mundspülwasser zugesetzt werden sollte, und zwar in einer besonders geformten zum Tropfen geeigneten Flasche. Er hat damit ein Bombengeschäft gemacht und konnte es sich leisten eines der ALBRECHT-Schlösser, die heute noch am Elbhang nach Loschwitz zu gelegen sind, zu erwerben. Die Fama will wissen, er habe danach gestrebt, geadelt zu werden, wie z.B. die Kohlenbarone Freiherren von BURGK, deren Vorfahre ein gewisser DATE im Orte Burgk bei Dresden gewesen war, oder die Grafen WILDUNG von Königsbrück, die früher nur WILDING hießen und Grundbesitz in Königsbrück hatten, der für einen Schießplatz gebraucht wurde. Der König soll die Nobilitierung LINGNERS abgelehnt haben und ernannte ihn stattdessen zum „Wirklichen Geheimen Rat“, damit war er Exzellenz. Lange hat er sich dieser wohlverdienten Ehre allerdings nicht erfreuen können, er ist 1916 im 66. Lebensjahre gestorben, aber seine Gründungen leben weiter und halten das Andenken an diesen verdienten Mann aufrecht.

## Von den Wohnungen

Während, wie schon früher erwähnt, in der Neustadt durch den Brand von 1723 alle aus den früheren Jahrhunderten stammenden Wohnhäuser vernichtet waren, hatten sich im Kern der Altstadt zunächst noch eine ganze Anzahl Barockhäuser erhalten. Allerdings hatte die neuere Zeit schon begonnen durch den Einbau moderner, weiträumiger Läden mit entsprechend großen Schaufenstern die Geschlossenheit der Gebäudefassaden zu zerstören, nicht zum Vorteil des Gesamteindrucks. In den etwas jüngeren um die Altstadt herum gelegenen Stadtteilen, sowie in der Neustadt herrschte ein nüchternes, meist dreistöckiges Wohnhaus vor, das „Parterre“ noch in der Straßenebene gelegen. In den 1880er Jahren trat das „Hochparterre“ an die Stelle des letzteren, d.h. ein etwa 2 – 3 m über der Straßenebene gelegenes Stockwerk. Es hatte keine Ähnlichkeit mit dem Wiener Mezzanin oder dem Berliner Hochparterre, welche eine Art „1.Etage“ waren, aber in Wirklichkeit nur dazu dienten, der 3. Etage die ominöse Bezeichnung „4. Etage“ zu ersparen. - Hinterhäuser gab es da und dort, aber nicht als Regel und vor allem keine Seitenflügel mit Höfen, die von allen Seiten geschlossen, Licht und Luft weitgehend ausschlossen.

So konnte sich auch kein „Milljöh“ entwickeln, wie es der aus Sachsen (Radeburg bei Dresden) stammende Heinrich ZILLE (1858-1929) in seinen sozial-kritischen Zeichnungen so erschütternd festgehalten hat. Auch die Entstehung eines „Berliner Zimmers“ mit seinem exzentrisch gelegenen Einzelfenster wurde durch den Fortfall von Seitenflügeln vermieden. So hatten die einzelnen Wohnung meist 2- 3 Zimmer an der Vorderfront und etwa 2 Zimmer und die Küche nach hinten, getrennt durch einen fensterlosen „Korridor“. Vom Badezimmer war keine Rede, die Toiletten lagen auf der halben Treppe mit Zugang von einem Podest des in den Hof vorspringen Treppenhauses. – In den 1890er Jahren begann man die Fassaden der Häuser durch Anbringung von Balkonen oder Erkern, Loggias genannt, aufzulockern. Der überaus monotone, ja stellenweise trostlose Anblick der Häuserreihen wurde so abwechslungsreicher und freundlicher gestaltet. Ludwig RENN hat nicht so unrecht, wenn er in seinen Jugenderinnerungen von dem „grauen“ Anblick Dresdens spricht. Dass die Villengegenden der Albertstadt oder nach Strehlen zu eine Ausnahme machten, änderte allerdings nicht viel am Gesamteindruck.

Auch in der inneren Ausstattung der Wohnungen traten allmählich einschneidende Änderungen ein. Bei der älteren Generation, wie meinen Großeltern etwa, herrschte noch der Biedermeierstil vor, allerdings durch manche, wenig stilgerechte Zutaten, nicht gerade verschönert.

Das waren vor allem perlenbestickte Gegenstände wie Sofakissen, Tischdecken mit herrlichen Blumenmustern, neben der Tür hängend ein perlenbestickter Klingelzug, natürlich nur zur Dekoration, ohne dazugehörige Klingel. Ja, selbst der „Wachsstockbehälter, eine Messingbüchse, in der der aufgerollte, als Leuchter dienende Wachsstock steckte, trug ein breites, mit Perlen besticktes Band. Bei der jüngeren Generation, zu der meine Eltern gehörten, dominierten die mit Plüsch überzogenen Polstermöbel und die mit einer stilisierten Muschel gezierten Vertikos und Schränke. Erstere reichlich beladen mit Nippesachen aus Biskuitporzellan und Schalen gefüllt mit künstlichen Blumen. Die Fenster hatten zusätzlich zu den früher üblichen Seitengardinen die neu aufgekommenen Stores und natürlich noch außerdem die aus Rips Stoff bestehenden „Portieren“ und „Lambrequins“ als Überbleibsel aus der Zeit des Barock. Besonders bezieht sich das Geschilderte auf den „Salon“. Dieser zum Empfang von Besuchern bestimmte Raum trug unweigerlich auf der Tischdecke von rotem Plüsch eine große Kristallschale, in der scheinbar ungeordnet die Visitenkarten von Besuchern lagen. Es war nur etwas merkwürdig, dass sich diejenigen von irgendwie titulierten Personen immer wieder oben auf fanden. Im Wohnzimmer, von uns wegen der grünen Plüschmöbel das „grüne Zimmer“ genannt, hatte meine Mutter an dem einen Fenster einen kleinen Auftritt oder Podium, groß genug für ihren Nähtisch und einen Stuhl. Von da aus konnte sie während der Näharbeit bequem einen Blick auf das Leben der Straße werfen. Der früher übliche Außenspiegel, ähnlich dem an den heutigen Kraftwagen befindlichen, „Spion“ genannt, kam damals im Allgemeinen außer Gebrauch. Ich habe erst später aus einem Stich von CHODOWIECKI, dem bekannten Berliner Radierer, ersehen, dass diese Auftritte anscheinend schon im 18. Jahrhundert Mode waren.

### Vom Dresdener Alltag

Gemessen an der Hast und der Unrast des heutigen Lebens war der Tagesablauf damals bei allen Schichten der Bevölkerung ausgezeichnet durch eine große Ruhe und Gleichmäßigkeit. Es gab ja keine aufregenden Schlagzeilen in den Dresdener Tageszeitungen, kein Radio, welches die neuesten Unglücksfälle und was sonst Aufregendes in der Welt passiert, einem unverzüglich meldete. Das Telefon wurde nur geschäftlich benutzt und stundenlange Telefongespräche waren damals unbekannt. Sie wären auch reichlich unbequem gewesen. Seiner Eigenart nach ist der Sachse und also auch der Dresdener zu damaliger Zeit ausgezeichnet durch seinen Fleiß.

Der Arbeitstag begann morgens um 8 Uhr und dauerte bis 12, nachmittags von 2 – 7, und zwar auch am Sonnabend.

Die Mahlzeiten waren recht bescheiden. In der Woche meistens Eintopfgerichte oder Eierspeisen als Mittagessen. Braten gab es fast nur sonntags, an dem auch Wein auf dem Tisch erschien. Abends „Butterbemmen“ (Stullen) mit Blut- oder Leberwurstaufstrich, dazu eine Flasche Einfachbier. Das erste Frühstück bestand aus Kaffee meist mit Zusatz von Zichorie bereitet, mit etwa 6 – 9 Ecken Semmel oder 2 – 3 „Dreierbrot“ mit Butteraufstrich.

Zur Ausspannung und Erholung wurden von der älteren Generation im Sommer, namentlich an Sonntagen, das Belvedere (gesprochen „Belvedär“) gern besucht, ebenso das an der Ostseite des Theaterplatzes an der Elbe gelegene sog. italienische Dörfchen (HELBIGs). Dieses Etablissement hatte seinen Namen behalten von den einst an gleicher Stelle während des Baues der katholischen Hofkirche (1737-1756) dort angesiedelten italienischen Arbeitern. Auch die Gaststätten an den Carola –Seen, dem Zoologischen Garten oder in Neuostra wurden gerne besucht.

Während die vorgenannten Wirtschaften auch von Damen anstandslos besucht werden konnten, war dies bei den meisten in der inneren Stadt befindlichen Bierausschänken im Allgemeinen nicht möglich. Sie waren im Wesentlichen dem männlichen Geschlecht vorbehalten. Man kann, glaube ich, ohne Übertreibung sagen, was dem Rheinländer oder Badener der Wein ist, das ist dem Sachsen das Bier. Dem heimischen Felsenkeller oder Waldschlösschen Lager- und Einfachbier gesellten sich schon früh die Kulmbacher Bierstuben zu, die ein dunkles, sehr süffiges, hoch alkoholhaltiges Bier ausschenkten. Von unserem Rektor, Prof. WOHLRAB, sein Spitzname war „Bomsel“, wurde behauptet, er sei Stammgast bei Altgassmeier, der ältesten Kulmbacher Bierstube in der Schlosstraße. Zu den genannten Bieren trat als große Konkurrenz alsbald das Pilsener Bier. Sein Hauptausschank war der „Pilsener Bierstall“ in der Nähe der Kreuzkirche. Auch die Pilseneter Bierhallen nahebei sind zu erwähnen. Sie schenkten übrigens noch ein ganz besonders von den Studenten sehr geschätztes Bier aus: das Lichtenhainer, ein schwach alkoholhaltiges, obergäriges Weizenbier. Es wurde aus hölzernen Deckelhumpen getrunken, deren Füllung meist aus einer hölzernen „Spitzkanne“, ähnlich einer Gartengießkanne, erfolgte. Allen diesen Kneipen, war eine gewisse Gemütlichkeit nicht abzusprechen. Kleine, stark verräucherte Räume mit gescheuerten Tischplatten gehörten damals zu dem, was man eben unter Gemütlichkeit verstand.

Dem gegenüber entstanden als Konkurrenz die palastartigen Restaurants der verschiedenen Münchener Brauereien, SPATEN, LÖWEN, HACKER und wie sie alle hießen. Im Gegensatz zu ihrem Münchener Bierkellern befließigten sie sich einer gewissen Vornehmheit und Eleganz.

Im Winter hatte man am Abend außer dem Opernhaus und dem in der Neustadt am Albertplatz gelegenen ALBERT-Theater, welches Schauspiele bot, auch die Möglichkeit, ein Varieté zu besuchen, den Viktoriasalon in der Zirkusstraße, der sich recht großer Beliebtheit erfreute. Auch das Panorama von der Schlacht bei St. Privat (18.8.1870), in der Nähe des späteren Hauptbahnhofes und der Pragerstraße gelegen, lud zum Besuch ein. In packender Art war da die erfolgreiche Unterstützung des Angriffs des Gardekörps auf die französische Stellung bei St. Privat durch das sächsische (12.) Armeekorps dargestellt. Der Vordergrund des großen Rundgemäldes wurde durch natürlichen Erdboden gebildet, der mit verstreuten französischen Ausrüstungsgegenständen bedeckt war und so eine Art natürlichen Abschluss bildete. Nicht vergessen sei auch das Panoptikum, das wohl nach den Vorbildern des Wachskabinetts der Madame Tussaud in Paris bzw. Kastans Panoptikum in der Berliner Passage geschaffen war. Der Sohn des Inhabers, WEISS, war eine Zeit lang mein Klassenkamerad. Wenn wir ihn wegen des väterlichen Unternehmens hänselten, pflegte er zu sagen „Mei Vater is ein großer Ginsdler“ (Künstler). Ich muss gestehen, für einen jungen Menschen war der Anblick der lebensgroßen, wirklich sehr naturgetreuen Gestalten doch recht eindrucksvoll. Da sah man Feldherren, Staatsmänner, Dichter u. s. w. in der Tracht ihrer Zeit. Auch eine Märchenecke mit Rotkäppchen und Aschenbrödel u. s. w. fehlte nicht.

Gruselig war die sog. Schreckenskammer, wo es von Raubmördern und berühmten Verbrechern wimmelte. Die neueste Erwerbung bei meinem Besuch Mitte der 90er Jahre war das Wachsbild der Grete BEIER aus Chemnitz. Die holde Jungfrau war mit einem Juristen, ich glaube Assessor, verlobt gewesen und dessen überdrüssig geworden. Um frei zu kommen, wandte sie einen geradezu teuflischen Trick an. Bei einem zärtlichen tête à tête begann sie das unter Kindern und wohl auch unter Liebesleuten geübte Spiel „Mund auf und Augen zu“. Der Verlobte gehorchte willig, aber statt des erwarteten Bonbons schoss ihn die schöne Grete mit einem verborgen gehaltenen Revolver in den geöffneten Mund. Da ihr die Ausrede einer Selbsttötung nicht geglaubt wurde, erfolgte das Todesurteil, das dann auch durch den Landesscharfrichter BRAND aus Brand bei Freiberg mittels Fallbeils vollstreckt wurde.

Der König hatte eine Begnadigung abgelehnt, obwohl seit vielen Jahren Frauen in Sachsen nicht mehr hingerichtet worden waren. Im Panoptikum war Grete in einem von ihr im Gefängnis selbst gefertigten, weit ausgeschnittenen schwarzen Kleid dargestellt, der bloße Hals war durch eine aus schwarzen Rüschen bestehende Halskrause kokett bedeckt.

Kontaktstelle für Altstädter und Neustädter war der „Strich“. Damit war der Straßenzug Schlossstraße – Altmarkt – Seestraße – Pragerstraße bezeichnet. Hier flanierte am Nachmittag in der Woche zwischen 5 und 7 eine schaulustige Menschenmenge, die Auslagen der eleganten Geschäfte musternd und – soweit die Jugend in Frage kam – wohl auch ein wenig flirtend. Denn ein großer Teil der Anwesenden wurde von den dienstfreien Offizieren der Garnison, sowie von Studenten „in Couleur“ bestritten, welche dem Bild eine bunte Note gaben. Als älterer Schüler habe ich namentlich am Sonnabend-nachmittag auch gern einmal dort einen Bummel gemacht.

Unvergesslich ist mir ein kleines Erlebnis dabei: Im Schaufenster des Hofphotographen HANFSTÄNGL in der Pragerstraße war neben Fotos prominenter Persönlichkeiten ein großes Ölbild ausgestellt, auf dem drei sehr hübsche junge Damen, gleichmäßig in fliederfarbener Hoftoilette gekleidet, zu sehen waren. Es waren die Töchter des österreichisch- ungarischen Gesandten am Dresdener Hof, Graf CHOTEK, wie darunter zu lesen war. Eine von ihnen, Gräfin Sophie, heiratete einige Jahre später (im Jahre 1900) den österreichischen Thronfolger Erzherzog FRANZ FERDINAND und erhielt 1909 den Titel „Herzogin von Hohenberg“. Am 28.6.1914 wurde sie zusammen mit ihrem Gemahl in Sarajewo ermordet. Einen Monat später brach der erste Weltkrieg aus.

War man müde vom Umherschlendern, suchte man die Konditorei von KREUZKAMM am Altmarkt auf. Man konnte seinen Hunger aber auch durch den Genuss von einem Paar Würstchen „Knackwürstchen“ genannt, stillen, die man stehend in der Fleischerei von HANS in der Seestraße, Ecke „an der Mauer“ verspeiste. Das Lokal war, um im Studentenjargon zu sprechen, durchaus couleurfähig, d.h. auch Offiziere in Uniform konnten sich dort delectieren. Dresden war damals überhaupt für seine Wurstwaren bekannt, das gleiche gilt auch von den Backwaren, die es in großer Auswahl gab, namentlich Kuchen: Quark- und Streuselkuchen, Eierschecke, Kirsch- und Pflaumenkuchen in mehrfachen Variationen und vieles andere mehr. Zum Sonntag-nachmittagskaffee holte man sich als Neustädter, aus der Kirche kommend, in der Bäckerei von BÖTTCHER in der Großen Meißner Gasse, unweit vom Blockhaus an der Augustusbrücke sein Kuchenpaket.

Auch hohe Offiziere in Uniform genierten sich nicht, ihren Kuchen dort selbst zu holen.

In der Weihnachtszeit kam dann der Dresdener Christstollen hinzu, der in späteren Jahren in die ganze Welt versandt wurde. In meinen Tagen war die Stollenbäckerei in der Familie mit einem gewissen Ritual umgeben, dem sich auch meine Mutter stets gern unterzog. Das ging so vor sich: Schon viele Wochen vor Weihnachten wurde beim Hofbäcker SCHUMANN in der Bautzenerstraße ein Termin für den Backtag vereinbart. Es taten sich dazu stets 3- 4 Damen, die sich mehr oder weniger gut kannten, zusammen. Zwei Wochen vor diesem Termin wurden die verschiedenen Zutaten zum Stollen: Butter, Rosinen verschiedener Art, Zitronat und Mandeln, süße und bittere, bestellt. Kurz vor dem Backtag wurden die inzwischen angelieferten schönen Dinge zurecht gemacht, d. h. gewaschen, verlesen, Zitronat in Würfel geschnitten und die gebrühten Mandeln abgehäutet. Für uns Kinder stets ein besonderes Vergnügen zu helfen, da man dabei immer Kostproben stibitzen konnte.

Im „Salon“ wurde der große Ausziehtisch in ganzer Länge ausgezogen und mit weißem Papier belegt. War der Tag dann endlich gekommen, so begab sich Mutter am frühen Morgen in die Bäckerei und blieb, dort auch Mittag essend, bis zum Abend. Gegen 6 Uhr erschienen dann als Vorläufer erst einmal verschiedene Kuchen in Form von Platten von etwa  $\frac{3}{4}$  x 1m Größe. Sie dienten zur Überbrückung bis zum 1. Weihnachtsfeiertag, da die inzwischen ebenfalls eingetroffenen Stollen so lange lagern mussten und dann erst angeschnitten werden durften. Von den Stollen gab es zwei verschiedene Arten: Rosinen- und Mandelstollen. Bei den ersteren wurden wieder zwei verschiedene Sorten 1. Und 2. Sorte, unterschieden. Die letztere, für das „Personal“ bestimmt, enthielt weniger Butter und nur Rosinen mit Kern, also keine Sultaninen und auch kein Zitronat. Ich erwähne das ausdrücklich, um den Unterschied in der sozialen Einstellung von einst gegenüber heute darzulegen. Damals fand niemand etwas dabei und hielt das für ganz selbstverständlich.

Dem Verkauf von Christstollen und anderen guten Dingen war auch der um die Weihnachtszeit stattfindende sog. Striezel Markt gewidmet. Ich habe diesen allerdings kaum kennen gelernt. Auch die jeden Sommer stattfindende „Vogelwiese“, ein Preisschießen der aus dem Mittelalter stammenden Dresdener Schützengilde mit Armbrüsten nach einem hölzernen Vogel, kenne ich nicht aus eigener Anschauung. Dieses Schießen war keinerlei sportliche Betätigung, sondern eher eine Art gesellschaftlicher Veranstaltung bestimmter Bürgerkreise.

Im krassen Gegensatz zu heute kann von Sport, soweit die organisierte, von Vereinen getragene und geförderte Form in Frage kommt, überhaupt nicht gesprochen werden. Ja, ich kann mich überhaupt nicht an das Wort erinnern. Einzige Ausnahme machte das Turnen, als „Leibesübung“, aber nicht als Sport bezeichnet. Turnvereine gab es eine Anzahl, auch mein Vater gehörte, sogar als Turnratsmitglied, dem Dresdener Turnverein an, dessen Vorsitzender der Rektor der Kreuzschule, Prof. STÜRENBURG, war. Die Tradition dieser Vereine ging auf den Turnvater Jahn zurück, der 1811 in der Berliner Hasenheide einen Turnplatz eröffnet hatte. Äußerlich kenntlich waren die Turner an den grau-grünen Anzügen, die sie bei festlichen Gelegenheiten zu tragen pflegten.

Was sonst noch als Sport im heutigen Sinne zu bezeichnen wäre, war das Schwimmen. Es konnte allerdings nur im Sommer ausgeübt werden, da Hallenschwimmbäder noch unbekannt waren. Die Elbe bot hierzu reichlich Gelegenheit in den zahlreichen Elbbadeanstalten, die beide Ufer innerhalb des Stadtbereichs einsäumten. Es waren Flöße, aus denen aus Brettern lange Hallen und Einzelkabinen...

*Maschinenmanuskript S. 80 die zweite Hälfte fehlt*

Gegen Ende der 1890er Jahre, nun schon Student, habe ich in einem Reitinstitut in der Antonstraße reiten gelernt. Da ich damals die Absicht hatte, Sanitätsoffizier in der Sächsischen Armee zu werden, bat ich den Reitlehrer, einen ehemaligen Wachtmeister der Gardereiter, mich gründlich zu schulen. Das hat er dann auch bestens besorgt. Mit „Hüften fest“ und „auf Decke“ fing das an und war lange Zeit keine reine Freude. Aber das Endresultat war dann doch so, dass mir später in Tsingtau, z.B. die Pferdebesitzer ihre Pferde zum Reiten anboten, wenn sie diese aus Zeitmangel nicht selber bewegen konnten.

Pferderennen auf der Rennbahn in Reik gab es damals schon, sie erregten aber kein allgemeines Interesse. Das gleiche gilt auch vom Fußball. Ich erinnere mich nicht, dass er damals auch nur im Entferntesten die Bedeutung als Volkssport gehabt hätte wie heute. Es gab m. W. weder Fußballvereine noch Fußballplätze.

Nicht gekannt waren das Tennisspiel, das Skilaufen, Boxen und Ringen, dagegen wurde in den damals recht kalten und langen Wintern der Eislauf auf Schlittschuhen von Jung und Alt lebhaft gepflegt. – Im Sommer war in gewissen Kreisen das aus England stammende Krocketspiel beliebt. Es gestattete auch Damen ohne wesentliche körperliche Anstrengung die Teilnahme und wickelte sich äußerst ruhig und gemessen ab.

Sehr beliebt und viel geübt waren die Ausflüge an den Sonntagen in die nähere und weitere Umgebung Dresdens, die ja an Anziehungspunkten durchaus keinen Mangel hatte. Als Kinder gingen wir Sonntagvormittag mit unserem Vater oft in die nahe gelegene Dresdener Heide. Müde geworden kehrten wir dann auf dem Rückwege im „Fischhaus“ ein, welches von der Frau des staatlichen Oberförsters ZACHARIAS geleitet wurde. Es hatte unmittelbar daneben einen Schießstand, an dem im Sommer die Offizierskorps der Fußtruppen Preisschießen abhielten. Ich habe des Öfteren dem beigewohnt, da der Sohn ZACHARIAS eine Zeit lang mein Mitschüler war. Ebenfalls erinnere ich mich noch aus den Kinderjahren gern und lebhaft an die Ausflüge nach Tolkewitz in „DONATHs Neue Welt“, eine Art Rummelplatz für Kinder. Da war unter anderen Wunderdingen ein Bergwerk in Betrieb zu sehen, ferner Feengrotten und vor allem eine Camera obscura, ein runder, dunkler Raum mit einem kurzen, schornsteinartigen Aufbau, der Linsen und Spiegel enthielt und drehbar war. Hierdurch wurden Vorgänge außerhalb auf einen Wandschirm projiziert, fast so wie heute in einem Kino. Man sah also da Menschen draußen hin und her laufen, Kinder spielen u. s. w. Höhepunkt am Abend war das Alpenglücken der als eine Art Panorama im Hintergrunde aufgebauten Alpenlandschaft mit einem bengalisch beleuchteten Wasserfall.

Ein weiterer beliebter Ausflug war nach Pillnitz. Wenn der „Hof“ nicht anwesend war, konnte man ungehindert das Gelände des im sog. japanischen Stil von AUGUST dem Starken erbauten Schlosses betreten und von der Terrasse aus den schönen Blick elbauf- und elbabwärts bewundern. Hier lagen auch im Gondelhafen die königlichen Gondeln, die denen Venedigs glichen. Eine mit rotem Anstrich diente für die Majestäten und zwei mit grünem für das Gefolge. Bedient wurden sie von den königlichen Hofgondolieren. Es ist mir allerdings zweifelhaft, ob König ALBERT je, in diesen Jahren jedenfalls, eine der Gondeln betreten hat.

In Pillnitz hatte 100 Jahre früher als Folge der Französischen Revolution eine Zusammenkunft der Könige von Sachsen und Preußen mit dem Kaiser LEOPOLD von Österreich stattgefunden. Man beschloss damals den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich, führte ihn aber so lau, dass von einer Besiegung desselben keine Rede war. Etwa 10 Jahre später waren die Franzosen in Dresden und Berlin.

Verhältnismäßig wenig besucht wurde das östlich von Dresden gelegene Stolpen, eine alte Berg Veste, die seit Mitte des 13. Jahrhunderts dauernd Residenz der Meißner Bischöfe gewesen war.

Diese mochten wohl dort, unbeobachtet von ihrem Domkapitel, gerne verweilen. Sie reisten nur zu gewissen Anlässen nach Meißen und zwar auf dem rechten Elbufer. Der am früheren Alaunplatz (heute, *d. h. zu DDR Zeiten* „Platz der Jungen Pioniere“ ) von der Stolpener Straße zur Königsbrücker Straße führende „Bischofsweg“ erinnert heute noch an diese bischöflichen Reisen. In Stolpen war fast 50 Jahre (von 1716-1765) die Gräfin Anna Constanze von COSEL, die Geliebte AUGUST des Starken, als Staatsgefangene untergebracht. Sie war „eine der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, wie der Chronist vermeldet. Heute erinnert der Coselturm der Veste noch an sie.-

Das Coselpalais hinter der Frauenkirche, in der Verlängerung der Töpfergasse gelegen, zu meiner Zeit Sitz der Polizeidirektion, hat mit ihr nichts direkt zu tun. Es ist von ihrem Sohn, Vater AUGUST der Starke, dem General Friedrich August von COSEL (1712-1770) erbaut.

Die „Vorgängerin“ der COSEL als „Maitresse en titre“ war die Gräfin Aurora von KÖNIGSMARK. Sie war die Mutter eines anderen Sohnes AUGUST des Starken, des Grafen MORITZ von Sachsen, 1696 geboren und als „Marschall von Sachsen“ 1750 in französischen Diensten gestorben. Die Gräfin KÖNIGSMARK war glücklicher als ihre Rivalin. Sie wurde Pröpstin des adligen Damenstiftes in Quedlinburg, wo sie im 66. Lebensjahr (1728) verstarb.

### Ausklang

Ich habe in den vorausgehenden Seiten versucht, das Dresden meiner Jugendzeit in großen Zügen zu schildern. Viele Einzelheiten wurden bewusst übergangen und dem deutschen Hang zum Perfektionismus Zügel angelegt. Zu besprechen bleibt noch die allgemeine Geisteshaltung der damaligen Zeit. Es war die Periode der deutschen Geschichte, in der die früher getrennten, ja sich feindlich gegenüberstehenden deutschen Stämme zur Einheit zusammenwachsen mussten. Das, was die Armee im deutsch-französischen Krieg sozusagen schon vorexerziert hatte, sollte nun auch auf dem „zivilen Sektor“, d. h. in der Innen- und Außenpolitik von statten gehen.

Solange der alte Kaiser und Bismarck an der Spitze des neu geschaffenen Reiches standen, schien alles gut und in Ordnung. Keine Bedrohung von außen, im Inneren „Prosperität“ in allen Zweigen der Wirtschaft, zunehmender allgemeiner Wohlstand.

Das ist ungefähr das, was als Charakteristikum der „Gründerjahre“ zu gelten haben dürfte. All dies war dazu angetan, die Aufmerksamkeit des Staatsbürgers vom politischen Geschehen abzulenken und einer gewissen satten Zufriedenheit Vorschub zu leisten. Gefördert wurde das durch die dem Deutschen im Laufe der Jahrhunderte anezogene „Knechtseligkeit“, wie der alemannische Schriftsteller Pfarrer HANSJAKOB diese Eigenschaft benannt hat. So nimmt es nicht Wunder, dass die Ideale des Bürgerstandes, die „von oben“ stark gefördert wurden, der Kommerzienrat Titel und der Reserveoffizier, allenfalls noch der „Königliche Hoflieferant“ waren. Für ein geschäftliches oder berufliches Fortkommen war das zweifelsohne nützlich und wurde viel erstrebt. Reserveoffizier zu werden erforderte keine pekuniären Opfer wie das beim Kommerzienrat Titel der Fall war, da musste einer schon tief in die Tasche greifen. Wer allerdings ein Ladengeschäft betrieb, es mochte noch so groß und rentabel sein, hatte keinerlei Aussicht Reserveoffizier zu werden.

Die Zugehörigkeit zu einer angesehenen Loge, es gab deren drei in Dresden, war damals ebenfalls ein fast unerlässlicher Faktor für geschäftliches Fortkommen. Auch mein Vater sah sich genötigt, in eine Loge einzutreten. Sie nannte sich „Astraea zur grünen Raute und zu den drei Schwertern“ und hatte ihren Sitz im großen Logengebäude in der Ostra- Allee. Für „gediente Leute“ war die Mitgliedschaft zu einem königlich-sächsischen Militärverein eine gewisse Selbstverständlichkeit. Auch die Zugehörigkeit zur konservativen Partei war durchaus zweckmäßig.

Die Gleichgültigkeit gegenüber den Problemen der äußeren und inneren Staatsführung wurde bis zu einem gewissen Grad unterstützt durch den Hang des Deutschen zum Sentimentalen und zur Romantik, der gerade bei den mischblütigen Sachsen sehr ausgeprägt ist. Das zeigten die Bilder an den Wänden seiner Wohnung, die Zeitschriften auf seinem Lesetisch, die Bücher in seinem Bücherschrank.

Wie war es sonst zu erklären, dass der Dresdener ein Bild der Königin LUISE, der Frau des preußischen Königs FRIEDRICH WILHELM III., allein oder bei der Begegnung mit NAPOLEON in Tilsit, in seinem Zimmer aufhängte. Daneben sah man Darstellungen von Ritterburgen oder von Elfen durchgeisterten Wäldern oder Quellen. Alles Zeichen der sentimental - romantischen Geistesverfassung, in der der deutsche Bürger dieser Zeit dahin lebte. Dem entsprach auch sein Lesestoff. Hierher gehörte vor allem die „Gartenlaube“ die 1853 von Ernst KEIL in Leipzig gegründet worden war und nahezu in fast allen Familien gehalten wurde.

Die in ihr erschienenen Romane „Die Goldelse“ oder „Das Geheimnis der alten Mamsell“ von E. MARLITT; deren bürgerlicher Name Friederike, Christine, Henriette JOHN war, wurden später auch in Buchform herausgebracht und zierten den Bücherschrank. Die „Gartenlaube“ und auch das ihr sehr ähnliche „Daheim“ mit der von Ludwig RICHTER gezeichneten gemütvollen Vignette sind typisch für die Traumwelt, in der man dahin lebte. Unlängst schrieb Willi HAAS (24.12.1958) in der „Welt“: „Der deutsche Bürger hing damals an seinen Burgfrauen und Trompetern von Säckingen, an edlen Fürsten und noch edleren Fürstinnen, an irrenden Rittern und sentimentalem Kitsch aller Art“. So lagen auch bei uns auf dem Salontisch zwei große, in roten Maroquin gebundene Bände mit Gedichten und Bildern der Romantik. Der Titel des einen dieser Bücher ist mir noch in Erinnerung, er hieß „Lieder der Heimat“.

Das alles gilt aber nur für die Zeit bis zum Ende der 1880er Jahre. Schon bald nach der Thronbesteigung Kaiser WILHELMS II. begann dieser und jener nachdenklich zu werden, ganz besonders trug der Hinauswurf BISMARCKs im Jahre 1890 dazu bei.

Wie schon an anderer Stelle angedeutet, war bei den Sachsen bei aller Anhänglichkeit an die Reichsidee doch eine starke Kritik gegenüber WILHELM II vorhanden. So fand die Schrift von Ludwig QUIDDE „Caligula“, eine Studie über den Cäsarenwahnsinn, welche etwa 1896 herauskam und eine Satire über WILHELM II darstellte, viel Beachtung und Zustimmung. Dem Autor hat es allerdings drei Monate Gefängnis wegen Majestätsbeleidigung eingetragen. Bestrafungen von Zeitungen wegen dieses „Deliktes“ waren damals an der Tagesordnung. So kam es, dass die meisten Blätter, um die Chefredakteure zu entlasten, sich sog. Sitzredakteure hielten, welche die Verantwortung für die etwa als Majestätsbeleidigung aufgefassten Artikel übernehmen mussten. Und nahezu jede Kritik an der Regierung wurde eben als Majestätsbeleidigung betrachtet. Leider war auch BISMARCK in dieser Beziehung recht empfindlich. So musste der Chefredakteur des Kladderadatsch, der damals im Gegensatz zu später liberal und satirisch-politisch eingestellten Wochenschrift, Johannes TROJAN, eine dreimonatige Festungshaft abbüßen wegen Beleidigung des Genannten.

Erhebliches Aufsehen erregte auch die um 1890 erschienene Schrift des „REMBRANDTDEUTSCHEN“, Pseudonym für den Schriftsteller Julius LANGBEHN (1851-1907) betitelt „Rembrandt als Erzieher“. In dieser wurde die Überwindung des Intellektualismus, des Spezialistentums und des Scheinwesens gefordert.

Ich glaube, wenn LANGBEHN heute leben würde, müsste er erkennen, dass seine Forderungen wenig gefruchtet haben.

Um die gleiche Zeit fanden bei den evangelisch eigestellten Sachsen die Schriften des Grafen Paul von HOENSBROECH große Beachtung. Dieser westfälische Adlige trat in seinem 40. Lebensjahr aus dem Jesuitenorden aus und bekämpfte diesen und das Papsttum in seinen Schriften.

Damals gab es auch die ersten Anzeichen des Antisemitismus. Die gelben Hefte, betitelt „Judenflinten“, herausgegeben von dem Berliner Volksschulleiter Rektor AHLWARDT, sind mir noch gut in Erinnerung.

Er beschuldigte in diesen die jüdische Firma LOEWE AG, welche heute noch in Berlin existiert, unbrauchbare Gewehre an die Armee geliefert zu haben. In Sachsen und speziell in Dresden stießen diese Bestrebungen auf keinerlei Verständnis. Trotz der großen, von SEMPER gebauten Synagoge traten die Israeliten in Dresden überhaupt nicht in Erscheinung. Ich habe während der ganzen Zeit meiner Zugehörigkeit zum Gymnasium nur einen jüdischen Mitschüler gehabt, Leo HIRSCHLAFF; dessen Eltern eine sehr renommierte Pferdehandlung in der Bautzener Straße betrieben. Er war ein lieber Junge, dem ich heute noch ein gutes Andenken bewahre.

Ich widerstehe der Verlockung, die Wandlung im politischen Denken meiner Landsleute in der Zeit bis zur Jahrhundertwende noch weiter zu analysieren. Dieser Vorgang vollzieht sich naturgemäß langsam und zunächst unbemerkt. Ich erinnere mich aber deutlich, dass die nach BISMARCKs Entlassung erschienenen Leitartikel der „Dresdener Nachrichten“ von „Li“ und „Lo“ gezeichnet viel Aufsehen und weitverbreitete Zustimmung fanden. Die auch heute noch bekannte Zeichnung aus der Londoner Zeitschrift „Punch“ „Der Lotse geht von Bord“, BISMARCK als Lotse gekleidet, geht das Fallreep des Dampfers „Deutschland“ hinunter darstellend, drückte die Meinung vieler, durchaus national gesinnter Männer aus. Auch mein streng konservativ eingestellter Vater machte darin keine Ausnahme.

So muss man feststellen, dass nach 20 Jahren friedlichen und erfolgreichen Aufbaus seit 1890 die ersten Anzeichen politischen Unbehagens und Unruhe bemerkbar waren. Sehr deutlich wurde dies nach dem Bekanntwerden der „Krügerdepesche“ Wilhelm II. vom Januar 1896.

„Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen“; das gilt ganz besonders für das letzte Dezennium meines Berichtes.

Nur mit einer gewissen Wehmut vermag ich an das Dresden, wie ich es gekannt und erlebt habe, zurück denken.

Schon bald danach zogen schwere Wolken am politischen Himmel auf und ließen düstere Ahnungen aufkommen. Das betraf nicht nur außenpolitische Probleme, auch im Innern war bereits, vorläufig noch im Untergrund ein dumpfes Grollen bemerkbar: Die soziale Frage begann sich bemerkbar zu machen (1890 Wiedergründung der Sozialdemokratischen Partei).

Wenn kürzlich ein leitender Staatsmann behauptet hat, vor dem 1. Weltkrieg sei bei uns alles wunderschön gewesen, und man habe in Ruhe und Frieden gelebt, so mag das für ihn oder die Zeit vor 1890 zutreffen, keinesfalls aber die die darauf folgenden Jahre.

Ich kann diese Erinnerungsblätter nur schließen mit der Feststellung, dass die Zeit von 1880 – 1900 für Dresden eine Periode des Glückes, ja vielleicht die glücklichste überhaupt im Leben dieser Stadt darstellt. Denn schon nach dem 1. Weltkrieg war Dresden nicht mehr im Entferntesten mehr das, was es vorher gewesen war. Und nach dem 2. Weltkrieg war es zu 60% ausgetilgt.

*Ende*

### *Des Verfassers Lebenslauf Georg Rost*

Im Jahre 1877 in Buchholz bei Annaberg geboren, kam ich Anfang der 1880iger Jahre nach Dresden.

Ostern 1896 bestand ich Reifeprüfung am Kgl. Gymnasium Dresden Neustadt und studierte anschließend bis Frühjahr 1901 Medizin auf den Universitäten Bonn, Leipzig und Kiel. Unterbrochen wurde diese Zeit durch einen 6montagigen Dienst als Einjährig Freiwilliger beim Schützenregiment in Dresden. Nach dem medizinischen Staatsexamen trat ich am 1. Juni 1901 in die Kaiserliche Marine ein und diente als Sanitätsoffizier bis April 1914. Während dieser Zeit hatte ich Bordkommandos inne beim Kreuzergeschwader Ostasien, der Hochseeflotte sowie in Westindien; Landkommandos zum Marinelazarett Kiel und zu einem Danziger Krankenhaus. Gelegentlich der Kommandos in Kiel arbeitete ich freiwillig an der Universitätshautklinik unter Prof. KLINGMÜLLER.

Ich trat Im Frühjahr 1914 nach Verabschiedung von der Marine als Oberarzt in die Universitätshautklinik in Bonn (Prof. A. HOFFMANN) über und habilitierte mich über Dermatologie am 4. August 1914. Ein Jahr später erhielt ich einen Ruf als Prof. der Dermatologie und Direktor der Universitätshautklinik nach Freiburg/Breisgau. 1921 wurde mir vom Reichspräsidenten der Charakter als Marine- Generaloberarzt verliehen. 1933 wurde ich wegen antinationalsozialistischer Einstellung aus dem badischen Staatsdienst entlassen und übernahm die Schriftleitung des Zentralblattes für Haut- und Geschlechtskrankheiten im Verlagshaus Julius SPRINGER in Berlin, welche ich jetzt noch ausübe. Gleichzeitig ließ ich mich als Hautarzt in Berlin nieder.

November 1943 total ausgebombt lebte ich auf meinem Landhaus in Schönwalde bei Spandau. Sommer 1945 übernahm ich die Leitung der Hautklinik des Städtischen Krankenhauses in Spandau, wurde von der badischen Regierung rehabilitiert und emeritiert. 1950 zum Honorarprofessor an neu der gegründeten Freien Universität in West-Berlin ernannt, las ich ab 1951 Geschichte der Medizin. Aus Gesundheitsrücksichten konnte ich den mir inzwischen erteilten Lehrauftrag für dieses Fach nicht weiter ausüben, verseehe aber zurzeit meine Facharztpraxis und betätige mich wissenschaftlich, besonders in der Allergieforschung und in Geschichte der Medizin